

Buchbesprechungen

Ein Buch – ganz genau gelesen

kultur geschichte: historische Stätten, Denkmäler, vergessene Orte und Museen im Kreis Hersfeld-Rotenburg, hrsg. von Barbara Händler-Lachmann. Bad Hersfeld: Hessisches Institut für Lehrerfortbildung Außenstelle Bad Hersfeld 1995, 265 S., zahlreiche, darunter 17 farbige Abb.

Nach längerer Vorbereitungszeit, begonnen wurde 1991, erschien Ende 1995 unter dem Titel „*kultur geschichte*“ ein umfangreiches Buch, dessen von den Verantwortlichen selbst empfundene „sonderbare Schreibung des Titels“ (Klappentext) darauf hindeuten soll: „Das Buch ist mehr als nur eine Kulturgeschichte“ (ebd.). Genauer heißt es dazu an anderer Stelle nochmal: „Die Wortbildung *kultur geschichte* soll andeuten, daß das Buch traditionelle Formen durchbrechen will“ (S. 15). Das macht neugierig. Aber auch ein bißchen besorgt. Traditionelle Formen des Bücherschreibens durchbrechen – wenn das mal gutgeht.

Das Buch ist entstanden im Rahmen eines Projekts des Hessischen Instituts für Lehrerfortbildung in Bad Hersfeld und von 32 Autorinnen und Autoren erarbeitet worden, die acht einführende Aufsätze und 121 ebenfalls namentlich gekennzeichnete Einzelartikel zu im weitesten Sinne kulturgeschichtlichen Themen geschrieben haben, gegliedert nach den Gemeinden des Kreisgebietes. Einige Autorinnen und Autoren haben zahlreiche Texte geliefert, andere hingegen wenige oder nur einen einzigen. Vermutlich zur notwendigen Koordinierung der Arbeit und, wie die Bezeichnung der Gruppe besagt, doch wohl auch oder sogar in erster Linie zum Redigieren der einlaufenden Texte stand der Herausgeberin eine mehrköpfige „Redaktionsgruppe“ (Impressumseite) zur Seite.

Ziel bei der Planung und Herstellung des Buches war, „daß möglichst über alle wichtigen Dinge, die über die Vergangenheit des Kreises Zeugnis ablegen, berichtet werden sollte“ (S. 7), es „sollte wissenschaftlichen Ansprüchen genügen“ (ebd.), „auch Laien gut verständlich sein“ (ebd.), „möglichst vollständig, also in vielen Artikeln berichten“ (ebd.) und reich bebildert sein. Die „erste Zielorientierung“ des im Institut für Lehrerfortbildung unter maßgeblicher Mitwirkung von Lehrern für Lehrer entstandenen Buches ist demgemäß: „Die vielfältigen kultur- und sozialgeschichtlichen Stätten im Kreisgebiet sollen als außerschulische Lernorte erschlossen werden“ (S. 17). Also soll das Buch in erster Linie als Grundlage für heimatkundliche Schulausflüge dienen. Das wird von uns nicht abwertend so gesagt, sondern begrüßt. Daß man es sich auch in der Hand der Schüler wünsche, wird von dem Buch nicht gesagt, nur: „In der Hand des Lehrers erschließt es die historischen Stätten als außerschulische Lernorte“ (Klappentext). Doch richtet es sich auch „an alle, die fundiert informiert werden wollen“ (ebd.). An diesen hohen Ansprüchen wird das zustande gekommene Ergebnis zu messen sein.

Die am Anfang auf 26 Seiten stehenden thematischen Einführungen sind in dieser Reihenfolge der Beitrag „Zur Lage der Bauern in der frühen Neuzeit“ (S. 21 ff.), bei dem man sich wundert, daß offenbar erst damit und nicht schon mit der mittelalterlichen oder gar noch älteren Siedlungsgeschichte die mitteilenswerte Geschichte beginnt, der Beitrag „Textilgewerbe in Hersfeld“ (S. 24 f.), der Beitrag „Zur Entwicklung des Fachwerks“ (S. 27 f.), der aufgrund fehlender Illustrationen höchstens Kennern etwas bietet und diesen dann auch nichts mehr, der noch zu besprechende Beitrag „Kupferschieferbergbau im Richelsdorfer Gebirge“ (S. 28 ff.), der informative und auch sonst gute Beitrag „Kalibergbau im Werratal“ (S. 31 ff.), die ebenso zu charakterisierenden Beiträge „Die Reichsautobahn 1934-1942 im Kreis Hersfeld“ (S. 35 ff.), „Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg im Kreis Hersfeld“ (S. 39 ff.) und „Spuren jüdischen Lebens im Kreis Hersfeld-Rotenburg“ (S. 42 ff.). Die beiden Autorinnen der drei zuletzt genannten Beiträge sind mit diesen Themen sichtlich in ihrem ureigenen Arbeitsfeld. Hier lernt man viel über vernachlässigte Themen der neuesten Geschichte, hat auch das Gefühl, insgesamt gut informiert zu werden, und auch die äußere Form stimmt meist bis auf Kleinigkeiten.

Aber was ist das für eine ungleiche Gewichtung der Geschichte im Kreis Hersfeld-Rotenburg! Das haben die Verantwortlichen natürlich selbst auch bemerkt, und sie erklären und rechtfertigen das am Anfang des Buches damit, daß der Schwerpunkt in diesem Buch ruhig einmal auf der nationalsozialistischen Zeit und den vergessenen Orten dieser Zeit liegen dürfe (S. 15). Dem stimmt man ja vielleicht noch zu und möchte die Gewichtung der acht thematischen Einführungen auch noch hinnehmen, obwohl sie so durchsichtig einseitig ist. Was dem Leser aber dann in den Einzeldarstellungen an Gewichtung zugemutet wird und welche Gewichtung das Buch damit insgesamt erhält, ist doch zuviel des Guten. Von den 121 Einzelartikeln über im weitesten Sinne kulturgeschichtliche Stätten in den einzelnen Gemeinden befassen sich 17 meist lange bis überlange Artikel mit jüdischen Friedhöfen und Synagogen, auch wenn sie längst nicht mehr vorhanden sind, ein umfangreicher nochmal mit dem Autobahnbau am Beispiel der Autobahnbrücke bei Asbach (S. 90 ff.), drei jeweils umfangreiche mit Zwangsarbeiter- und Kriegsgefangenenlagern aus dem Zweiten Weltkrieg (S. 93 ff., 96 ff., 229 ff.) und vier mit Antifaschisten (S. 99 ff., 101 f., 115 ff., 139 f.).

Was sucht ein drei Seiten langer, aber noch nicht sehr weit recherchierter Beitrag über „Die Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlager in Röhrigshof/Nippe“ (S. 229 ff.), von denen an dem einstigen Standort auf dem heutigen Parkplatz eines Kaliwerkes „nichts mehr sichtbar“ (S. 229) ist, in einem solchen Buch, das doch hinführen soll zu außerschulischen Lernorten? Was suchen ein Artikel über den 1939 im KZ Sachsenhausen ermordeten Gewerkschaftsekretär Michael Schnabrich (S. 99 ff.) und einer über den 1944 von den Nazis wegen Wehrkraftzersetzung erschossenen Ewald Huth (S. 101 f.) in demselben Buch? Sollen sich die Schulkinder jetzt auf Parkplätzen oder in Bad Hersfeld unter den jeweiligen Straßenschildern, die diesen Männern zu Ehren aufgestellt worden sind, oder vor ihren ehemaligen Wohnhäusern versammeln und Antifaschismus lernen? Wo bleiben dann aber die restlichen verdienten Frauen und Männer, die in Bad Hersfeld wie in anderen Städten und Gemeinden ihren Namen auf Straßenschildern haben und teilweise auch noch nicht haben? Beim ähnlich gelagerten Artikel „Georg Groscurth 1904-1944“ (S. 139 f.) gilt eigentlich das gleiche, obwohl für ihn auf dem Bergfriedhof von Unterhaun ein kleiner Gedenkstein steht, an dem man das Gedenken festmachen könnte. Aber dann wären viele Gedenksteine für verdiente Personen der Geschichte zu finden, zu denen man hinwandern könnte und an denen etwas festzumachen wäre. Aufgenommen worden ist Groscurth doch wohl nur, weil er gerade in Mode ist, zu Recht natürlich, aber das reicht doch nicht für einen eigenen Artikel in diesem Buch. Etwas anderes ist es mit dem auch ganz anders überschriebenen Beitrag „Mahnmal für Adam von Trott zu Solz“ (S. 115 ff.; zu dem fälschlich beigegebenen Bild siehe unten), von einem Kenner auf breiter Literaturkenntnis gut geschrieben. Hier ist das Holzkreuz auf der Imshäuser Höhe mit seiner schlichten und zugleich ergreifenden Inschrift, das von vielen besucht wird und das jeder immer wieder besuchen sollte, ausschlaggebend für den Artikel, der uns erklärt, weshalb das Kreuz dort steht und was es bedeutet.

Auch zu den fast lückenlos aufgenommenen Stätten jüdischer Geschichte im Kreis Hersfeld-Rotenburg, von der Herausgeberin meist selbst beschrieben, muß man etwas sagen. Sicher bringt fast jeder einzelne Beitrag neue, bisher unbekannt gewesene Informationen über die ehemaligen jüdischen Gemeinden, die über die bislang im Schrifttum vorliegenden Nachrichten hinausreichen. So werden die einzelnen Artikel für die weitere Beschäftigung mit diesem Thema wichtige Details enthalten. Was aber sollen in einem Führer zu außerschulischen Lernorten Artikel über die ganz verschwundenen Synagogen von Bad Hersfeld (S. 83 f.) und, diese jetzt wiederaufgebaut im süd-hessischen Freilichtmuseum Hessenpark, Nentershausen (S. 183 ff.)?

Jüdische Friedhöfe mit ihren noch erhaltenen Grabsteinen sind, oft auch schon wegen ihrer bloßen Lage im Gelände und im Verhältnis zum Wohnort, etwas anderes und fordern den Besuch, die Hinführung und Erläuterung. Aber diese Stätten wiederum will die Herausgeberin dann doch nicht so richtig besucht oder zumindest nicht preisgegeben wissen, jedenfalls nicht jedem, so daß bei ihnen erklärtermaßen auf eine genaue Zugangsbeschreibung verzichtet wurde mit dem einfältigen Hinweis: „Dies geschah zum Schutz dieser Orte“ (S. 16). Sollen sie nun besichtigt werden oder nicht? Glaubte man allen Ernstes, Friedhofsschänder würden sich ihre Informationen über die Standorte jüdischer Friedhöfe künftig aus der Hersfeld-Rotenburger „kultur geschichte“ holen?

Ähnlich fragwürdig gewichtet und auch sonst voller Fehler und Lücken sind die Beiträge über den Kupferbergbau um Nentershausen, nämlich der schon genannte Einführungsaufsatz „Kupferschieferbergbau im Richelsdorfer Gebirge“ (S. 28 ff.) und der Ortsartikel „Kupferschieferbergbau 1937-1945 in Nentershausen und Umgebung“ (S. 185 ff.; warum aber ein paar Zeilen weiter „1937-1956“?). Falsch ist, daß 1460 „Kupferbergbau bei Sontra, Nentershausen, Iba und Harnel“ (S. 28;

gemeint ist „Hornel“) bezeugt sei, vielmehr sind nur die dort liegenden Schmelzöfen erwähnt, und die sind etwas anderes als Bergbau. Landgraf Karl ließ im Jahr 1700 (die Jahreszahl wird schon gar nicht mehr genannt) die Richelsdorfer Hütte nicht „wieder aufbauen“ (ebd.), sondern überhaupt erst errichten. Genau anders herum verlief die Geschichte, wenn man liest: „Die Abbaurechte waren am Ende des 17. Jahrhunderts an Gewerkschaften übergegangen; dies waren aus sogenannten Gewerken bestehende, frühkapitalistische Unternehmen“ (ebd.). Richtig ist vielmehr, daß nach dem Dreißigjährigen Krieg die zuvor von privaten Gewerken genutzten Rechte in die Hand der Landesregierung, also der hessischen Landgrafen, übergingen. Unter den „z. T. mächtigen Handelsstädten“ auch das hessische Städtchen Marburg zu finden (S. 28), erheitert wiederum. Mit diesem Lapsus ist die ältere und für den Bergbau bedeutendste, für die Bearbeiterin aber sichtlich lästige Zeit dann auch schon abgehandelt. Später findet sich nochmal der Hinweis, daß eine Vielzahl von Geländereликten aus der Zeit „seit dem 14. Jahrhundert“ (S. 188) stamme. Woher die Kühnheit dieser Datierung, wo wir doch für die Zeit vor 1460 keine schriftliche Nachricht haben und auch die archäologischen Funde bislang nicht weiter reichen? Die in der Region in den Wäldern auf Dutzenden von Hektar Fläche liegenden Halden und Pingen des spätmittelalterlichen Bergbaus, die die schönsten und eindrucksvollsten außerschulischen Lernorte sind, die man sich – meinetwegen auch unter dem Lernziel „Frühkapitalismus“ – anschauen könnte, werden mit keinem Wort erwähnt. Dabei hätte die Verfasserin doch nachlesen können, was einer der besten Kenner der Montangeschichte Mitteleuropas, dessen Werk sie ja doch, wenn auch gräßlich entstellt, zitiert (S. 30), zu diesen Relikten geschrieben hat: „Ein Ablaufen dieser Pingenfelder ist ein Erlebnis: Bisweilen liegen die Schachtpingen dicht an dicht, und man findet in der Bundesrepublik Deutschland selten ein Gelände von größerer Ausdruckskraft“ (R. Slotta, Technische Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland 4: Der Metallerzbergbau 1. Veröff. a. d. Dt. Bergbau-Mus. Bochum 26 [Bochum 1983] 296). Wären ein paar ordentliche Artikel über diese und die aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammenden sonstigen Relikte in den Wäldern und Feldern um Iba, Bauhaus, Nentershausen, Cornberg und Solz nichts für die Hersfeld-Rotenburger „kultur geschichte“ gewesen?

Statt dessen ist die Verfasserin in beiden Beiträgen schnell wieder bei ihrem Lieblingsthema, dem Bergbau in der Zeit des Nationalsozialismus. Rüstungsindustrie, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene stehen alsbald wieder im Vordergrund, Barackenlager, Entrechtung und Geringachtung und die nationalsozialistischen Bergarbeitersiedlungen, die noch heute bestehen und die man sich, statt der alten Relikte in den Wäldern, lernend und schauernd anschauen soll.

Als Literatur zitiert werden in dem zweiten Artikel einzig und allein zwei neue Schriften über Zwangsarbeit und Kunst im Dritten Reich (S. 190). Der erste hat da schon mehr aufzuweisen. Zitiert werden (S. 30) ein Faltblatt des örtlichen Museums, ein beim Nachprüfen nicht vorhandener Beitrag „in: Heimatkalender 1980, S. 220 f.“ (dort, gemeint ist der Heimatkalender des Kreises Hersfeld-Rotenburg, steht statt dessen etwas über die heutige Organisation der Kreis- und Landesverwaltung), wieder das Zwangsarbeiterbuch und dann doch die beiden wichtigen Arbeiten von Gerhard Seib und, diese, wie gesagt, gräßlich entstellt, von Rainer Slotta. Und die Arbeiten von Hans Strube, darunter sein umfangreiches Hauptwerk in der ZHG 87, 1978/79? Sie fehlen.

Sonst und auch insgesamt gesehen sind die Artikel über die Stätten der Geschichte des 20. Jahrhunderts inhaltlich oft neu und mitunter spannend sowie in der Regel mit sichtlichem Engagement gut geschrieben, wenn auch in der Wortwahl manchmal über das Ziel hinaus geschossen wird (das Vokabular zur Geschichte des 20. Jahrhunderts findet mitunter auch rasch Anwendung auf die ältere Zeit, so daß man z. B. S. 28 doch leicht stutzt bei „Kampfhandlungen während des Dreißigjährigen Krieges“). Aber die Stätten zur Geschichte des 20. Jahrhunderts füllen ja eben nur einen Teil des Buches, und so bleiben viele Artikel zu den herkömmlichen, sozusagen klassischen Stätten der Kulturgeschichte im Kreis Hersfeld-Rotenburg. Wenden wir uns nun diesen zu, und zwar vielleicht zunächst den mittelalterlichen Burgen.

Im Beitrag „Die Burg Holzheim“ (S. 143 ff.) kommen nach mehr als vier Jahren von dem Leiter der dort 1991 stattgefundenen Ausgrabungen erste Informationen, nachdem wir bislang auf den verunglückten Aufsatz einer Grabungsmitarbeiterin angewiesen waren. Deren Datierung von Funden und Befunden in das 7. Jahrhundert (der S. 144 genannte zweite Autor hat damit nichts zu tun, er rezipiert nur) wird zurückgewiesen. Das ist auch richtig. Dann aber offenbart sich, daß auch der damalige Grabungsleiter noch falsche Vorstellungen über die in Schriftquellen erwähnte Kemenate hegt, denn er sucht sie ebenfalls im Bereich irgendwelcher Mauern südlich des noch stehenden Wohnturms: „Von der spätmittelalterlichen Burg Holzheim ... ist nur der Wohnturm sowie der südlich davon gelegene Keller der ehemaligen Kemenate erhalten“ (S. 143). Also hat auch dieser Autor noch nicht

gemerkt, daß die überlieferte Kemenate nichts anderes ist als der noch heute stehende Wohnturm, was in der Literatur ebenso wie auch schon die falsche Datierung aufgezeigt worden ist (K. Sippel, Zur angeblich fränkischen Burganlage in Holzheim [Gde. Haunetal, Kr. Hersfeld-Rotenburg]. ZHG 99, 1994, 201-204). Weiterhin schreibt der Verfasser, daß es, abgesehen von dem angeblichen Kemenatenkeller, bei den Grabungen außer einer Kirche oder Kapelle und einem annähernd quadratischen Vorgängerturm auch noch „Reste eines pallasartigen Gebäudes“ (S. 144; künftig aber bitte richtig „palasartig“) aus dem 13. Jahrhundert gegeben habe. Was damit gemeint ist, erfährt der Leser nicht. Das wird hoffentlich irgendwann einmal in einem abschließenden Grabungsbericht der Fall sein, in dem alle Grabungsergebnisse im Bereich der Burg Holzheim schlüssig dargelegt werden und auf den die Öffentlichkeit noch immer gespannt wartet.

Ein heimatgeschichtlicher Leckerbissen besonderer Art ist dann ohne Zweifel der in der mit nur drei Artikeln schwach vertretenen Gemeinde Ludwigsau stehende Beitrag „Die Burg Ludwigseck“ (S. 179 ff.). „Das Schloß ist in Privatbesitz und kann deshalb nur von außen besichtigt werden“ (S. 179; ist es nun eine Burg oder ein Schloß?). Dennoch: Nichts wie hin. Zuerst allerdings erfahren wir etliches über das schöne Umland, namentlich das Malchustal mit Malchusteich. „Dort hat der Ort Malkus gelegen“ (S. 179). Weiß die Verfasserin, wo er wirklich gelegen hat? Jedenfalls nicht am Malchusteich, wie man aus dem Text vermuten möchte. Weiß sie auch, wo die Glashütte gelegen hat, über die sie schreibt? Aber darum geht es in dem Artikel ja auch gar nicht in erster Linie. Es ist eben nur schönes Drumrum, mit dem man seine Burg und seinen Artikel schmückt. Auch die nahe Trunsbacher Mühle wird zum angehängten Drumrum. Um 1600 soll sie eine „Kupferschmiede“ gewesen sein. Wie das? Wo um alles in der Welt stammt diese Information her? Falsch abgeschrieben? Kupfer mit Eisen verwechselt? Was die Verfasserin demnach nicht weiß oder nicht preisgibt, ist, daß hier eine sogenannte Waldschmiede bestanden hat, also eine Eisenhütte, die aufgrund von Indizien bereits 1492 vorhanden gewesen sein muß, 1542 erstmals genannt wird und 1559 in eine Mahlmühle umgewandelt worden ist. Das alles hätte sie nachlesen können, wenn sie zumindest die grundlegende neuere Literatur kennen würde (R. E. Becker, Erläuterungen zur Geologischen Karte von Hessen 1 : 25 000, Blatt Nr. 5023 Ludwigseck [Wiesbaden 1989] 130 f. Nr. 23), in der man im übrigen auch nachlesen kann, wo die Wüstung Malkus und die Glashütte gelegen haben, welche Reste dort noch zu sehen sind und wo welche Funde von diesen beiden Fundstellen aufbewahrt werden. Der eigentliche Beitrag über Burg Ludwigseck mag halbwegs richtig sein und soll nicht kommentiert werden. Kommentiert werden muß aber das angeschlossene Literaturverzeichnis. Da zitiert die Verfasserin zunächst „Becker, Eduard Edwin: Die Riedesel zu Eisenbach“. Kein Band, kein Erscheinungsjahr, keine Seitenzahl in dem mehrbändigen Werk werden dem Leser zugemutet. Dann folgt: „Deisenroth, Otto: Nentershausen, o. O., o. J.“. Welche der vielen Schriften, womöglich im Zitat bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, dieses Autors über Nentershausen ist gemeint, und was enthält sie für wichtige Dinge über die Burg Ludwigseck? Generationen von Heimatgeschichtlern und Wissenschaftlern gleichermaßen werden sich noch, vorausgesetzt sie arbeiten auch dann noch ordentlich und gehen allen Zitaten nach, mit diesem Hinweis auf „Deisenroth, Otto: Nentershausen, o. O., o. J.“ herumplagen. Bleiben wird wohl das Gefühl, eine wichtige Schrift über die Burg Ludwigseck nicht zu kennen. Aber es kommt noch besser in dem Literaturverzeichnis. Außer dem Hinweis auf Karl Schellhases Arbeit über die Territorialgeschichte des Kreises Rotenburg, in der man über das Register tatsächlich etwas über die Burg Ludwigseck findet, bekommt der Leser das Zitat eines Aufsatzes über Schloß Ludwigseck mit dem Standortnachweis „in: Heimatkalender für den Kreis Hersfeld-Rotenburg, S. 63-65“ vorgesetzt. Von diesem Heimatkalender gibt es mittlerweile 24 Bände. Wer sich im Auffinden hessischen Schrifttums ein bißchen auskennt oder genügend Zeit hat, findet den Aufsatz dann im Band 31, 1987 tatsächlich auf Seite 63 ff. Er weiß aber dann noch längst nicht, daß er dort einem Plagiator aufsitzt. Der zugrunde liegende Aufsatz, der 1987 unter neuem Titel weitgehend wortwörtlich übernommen worden ist, wurde 1926 geschrieben und ist der Verfasserin offensichtlich unbekannt geblieben (E. E. Becker, Schloß Ludwigseck. Volk u. Scholle 4, 1926, 243-246). Daß ein kleiner, aber schöner und vor allem aus eigener Feder stammender Aufsatz des früheren Rotenburger Stadtarchivars Willi Rosenstock in dem Sammelband „Rund um den Alheimer“ 1953/55 nicht zitiert ist, wird man noch übersehen wollen. Daß aber der grundlegende Aufsatz unseres Altmeisters Georg Landau im vierten Band seiner „Hessischen Ritterburgen“ von 1839, sogar mit einer wunderschönen Ansicht von Ludwigseck, unter den Tisch fällt, will man nicht begreifen. Auch Rudolf Knappes neues Buch über die hessischen Burgen, in dem man auf Landau hingewiesen worden wäre, wird nicht zitiert. Statt dessen ein Plagiat von 1987. Und auch das Literaturzitat zur Glashütte am Malchusteich (statt „Görich“ richtig aber „Görlich“) verweist auf ein übles Plagiat. Der

zugrunde liegende Aufsatz über die Glashütte stammt aus dem Jahr 1921 und ist noch immer besser als die späteren Abschreibereien von ihm (A. Albrecht, Die Glashütte am Malkusteich. Heimat-Schollen 1, 1921, 69 f., 77 f.; mit leicht verändertem Anfang und Schluß erneut in: Der Kr. Rotenburg in alter u. neuer Zeit [Beil. Bebraer Tagebl.] 6, 1936, Nr. 1 [1 ungez. S.], Nr. 2 [2 ungez. S.]).

Aber es gibt ja noch mehr Burgen im Kreis Hersfeld-Rotenburg und auch eine in der Gemeinde Nentershausen. So lesen wir ein paar Seiten weiter etwas über „Burg Tannenberg“ (S. 191 f.). Die Angabe „ein Vorgängerbau befand sich ca. 700 m östlich der Burganlage“ (S. 191) ist falsch und wird auf Jahre hinaus ganze Schulklassen auf der Suche nach diesem Standort in die falsche Richtung treiben. Gemeint ist die ältere Burg auf der Alten Koppe, die aber westlich lag und durchaus noch einen besichtigungswerten Geländebefund aufweist, sofern man imstande ist, Geländespuren zu lesen. Daß Burg Tannenberg „zum Schutz der alten Handelsstraße ‚Kurze Hessen‘“ (S. 191) gedient haben soll, kann nur jemand nachschreiben, der entweder die Burg Tannenberg nie gesehen hat oder nicht weiß, wo die „Kurzen Hessen“ wirklich verlaufen sind oder beides. Mit dem nächsten Satz verhält es sich ähnlich, doch wir ersparen es uns, ihn auseinanderzunehmen. Dann kommen die auch hier meisterlichen Literaturnachweise. Das Buch von Rudolf Knappe (warum heißt der Verfasser aber hier „Knapp“?) wird zitiert, und damit könnte man ja durchaus aus dem Schneider sein, denn Knappe zitiert die ältere Literatur stets getreulich, so daß man sich weiterhangeln kann, wenn man will. Oder sollte man in einer Art Handbuch, wie es das vorliegende gern sein möchte, in den Fällen, in denen keine neuen, eigens für den Besuch geschriebenen Führungsblätter mit Literaturnachweisen vorliegen, nicht doch die wichtigsten Werke selbst anführen (wie es in anderen Artikeln des Buches ja oft auch getan wird)? Dann wäre wieder Georg Landau mit seinem trefflichen Artikel und überdies wieder mit einer schönen Ansicht der Burg im dritten Band der „Hessischen Ritterburgen“ von 1836 ebenso zu zitieren gewesen wie zwei meisterliche Aufsätze von Ernst Wenzel mit ebensolchen Zeichnungen und einem Plan vom Baubestand der Burg, die später von zahllosen Autoren ab- und ausgeschrieben worden sind (E. Wenzel, Die Burg Tannenberg und ihre Besitzer. Der Burgwart 18, 1917, 1-9; ders., Burg Tannenberg Kreis Rotenburg. Heimat-Schollen 4, 1924, 68-70, 76-78). Statt solcher Zitate bietet uns die Verfasserin nach dem Verweis auf „Knapp“ aber dann, vielleicht aus einem doch irgendwie vorhandenen Bedürfnis nach Vollständigkeit, doch noch eines, und zwar: „Kreiskalender 1982: Kurze Geschichte der Burg Tannenberg und ihrer Bewohner (S. 208)“ (S. 192). Nur Insider werden wissen oder herausfinden können, daß mit dem „Kreiskalender“ der schon zweimal genannte Heimatkalender des Kreises Hersfeld-Rotenburg gemeint ist. In jenem „Kreiskalender“ findet sich dann ein nicht lesenswerter Überblick aus der Feder eines nicht genannten Verfassers. Und es findet sich dazu eine Zeichnung der Burg Tannenberg, die auch in unser neues Buch übernommen worden ist. Da aber die Verfasserin, wie schon vermutet, vielleicht nie selbst auf Burg Tannenberg gewesen ist, hat sie auch nicht bemerkt, daß die Zeichnung spiegelverkehrt ist, und folglich ist jetzt auch die (im übrigen noch dazu übelst reproduzierte) Abbildung in unserem trefflichen Buch ebenfalls spiegelbildlich.

Bleiben wir bei den Burgen und lesen den Beitrag über die „Burgruine Rodenberg bei Rotenburg“ (S. 237 f.). Die Ergebnisse von Grabungen 1912 und 1976 werden mehr schlecht als recht referiert (darüber gibt es besseres nachzulesen in Fundberichte aus Hessen 21, 1981, 243 f.). Bei den Angaben zur historischen Überlieferung liest man, daß es die Landgrafen von Hessen schon im 12. Jahrhundert gegeben haben soll (S. 238), und dann kommen Literaturnachweise. Zitiert werden fünf Artikel aus der Feder eines örtlichen Redakteurs der Rotenburger Regionalpresse der Monate Januar und Februar 1991. Kann dies die Grundlage für einen Führer sein, der „wissenschaftlichen Ansprüchen genügen“ (S. 7) soll? Dem Artikel über Burg Rodenberg ist noch die (wie gewohnt miserabel reproduzierte) Abbildung eines Gemäldes einer Burg beigegeben, unterschrieben mit: „Burgruine Rodenberg. Das Gemälde nach altem Stich zeigt die Burg um 1700“ (S. 237). Unter denen, die sich in der älteren Geschichte des Kreises Hersfeld-Rotenburg und der der Stadt Rotenburg ein bißchen auskennen, hat sich mittlerweile herumgesprochen, daß dieses, seit Ende der 1960er Jahre in einer geringfügig abweichenden Fassung vornehmlich in Rotenburger Zeitungsartikeln und sonstigen Veröffentlichungen wie auch am Eingang eines örtlichen Hotels reproduzierte Gemälde nicht etwa die über der Stadt liegende Burg Rodenberg darstellt, sondern die Burg Plesse bei Bovenden im niedersächsischen Landkreis Göttingen, und zwar um 1800. Das kann man im Vergleich mit anderen Abbildungen jener Burg auf Anhieb erkennen (M. Last, Die Burg Plesse. Plesse-Archiv 10, 1975, 9-249, besonders Abb. 102, 103, 105, 118). Jeder halbwegs kundige Heimatfreund weiß das, wie gesagt, mittlerweile, nur der Verfasser, die Herausgeberin, Projektleiterinnen und Projektleiter, auch die ganze Redakti-

onsgruppe im Hessischen Institut für Lehrerfortbildung in Bad Hersfeld, die ein Buch schreiben und herausbringen wollten und es auch geschrieben und herausgebracht haben, wissen es nicht.

Wollen wir noch einen Artikel über eine Burg gemeinsam lesen? Etwa über die Burg bei Alheim-Erdpenhausen, die Sinzigburg bei Haunetal-Rhina, die Burg Trümbach bei Haunetal-Wehrda, die Burg Hornsberg bei Heringen oder über die Burg Wildeck bei Wildeck-Raßdorf, alles wichtige historische Stätten mit durchweg eindrucksvollen Besichtigungsresten? Man sucht vergeblich einen Artikel darüber. Dabei klangen die Worte der Einleitung doch so schön, die da lauteten: „Von den wichtigsten Stätten des Landkreises ... sollte indessen keine fehlen“ (S. 15). Aber damit waren ja vielleicht nur die jüdischen Synagogen gemeint. Nun gibt es aber einen Artikel „Das Schloß Blumenstein und der Park Wildeck im Stubachtal“ (S. 261 ff.). Hier erwartet der Leser nun doch ein paar Worte über die Burg Wildeck, weiß er doch, daß das von den Landgrafen von Hessen-Rotenburg 1727 gegründete kleine Jagdschloß Blumenstein auf den Mauern der mittelalterlichen Burg Wildeck lag. Gespannt liest er den Artikel, übersieht auch gerne, daß der nächstgelegene Ort nicht „Rasdorf“ (S. 261), sondern „Raßdorf“ heißt, liest auch gerne die Ausführungen über das 1770 im Tal erbaute Schloß Wildeck, auf dessen Stätte 1880 (nicht „1881“) ein Forsthaus errichtet wurde, über seine dennoch erhaltenen Reste und die des sich angeschlossenen Landschaftsgartens und – ist auch schon am Ende des Beitrags. Und was ist mit Schloß Blumenstein, um das es dem Titel zufolge auch gehen sollte? Kein Wort davon. Vergessen? Oder hat der Verfasser etwa gemeint, Schloß Blumenstein sei mit dem im Tal gelegenen Schloß Wildeck identisch? Das kann nicht sein, denn auf einer beigegebenen Karte (S. 262; in der Unterschrift fälschlich „Bartholomai“ statt „Bartholmai“) ist das Jagdschloß Blumenstein ja doch östlich oberhalb des Tales im Wald kartiert. Wurde also im Eifer der Niederschrift doch vergessen, etwas zum eigentlichen Thema zu sagen? Oder ist nur die Überschrift falsch und das Thema gar nicht verfehlt?

Es gibt auch ein paar gute oder doch brauchbare oder zumindest auf den ersten Blick so erscheinende Artikel über Burgen, etwa „Die Burg Wallenfels bei Mengshausen“ (S. 203 f.) oder „Die Burgruine Milnrode bei Asbach“ (S. 63 f.; warum aber die durch nichts begründete Datierung mit den Worten: „Die Burg bestand vermutlich vom 11.-15. Jht.“?). Gerne liest Rezensent im Artikel über Milnrode auch ein längeres wörtliches Zitat aus einer eigenen Veröffentlichung über diese Burg, wundert sich höchstens ein bißchen, daß die Verfasserin das nicht mit eigenen Worten hatte sagen können, stutzt dann aber darüber, daß er einen sprachlich derart verunglückten Text geschrieben haben soll und stellt schließlich im Vergleich fest, daß die Verfasserin es geschafft hat, in dreizehneinhalb Zeilen wörtliches Zitat drei Fehler in Form von Wort austauschungen und nicht kenntlich gemachten, entstellenden Auslassungen hineinzubauen. Vorbei ist die Freude an diesem doch so gut dahergekommenen Artikel.

Werfen wir einen Blick auf die Kirchen im Kreis Hersfeld-Rotenburg, die uns vorgestellt werden. Die Beiträge über „Die Stiftsruine“ (S. 56 ff.), „Die mittelalterliche Kirchenruine auf dem Frauenberg“ (S. 64 ff.) und „Die Ruine der Kreuzkapelle in Unterhaun“ (S. 138 f.) leiden darunter, daß die in allen Fällen komplizierte Baugeschichte in keinem Fall durch notwendig gewesene Pläne erläutert wird, so daß die Texte für Außenstehende völlig unverständlich sein müssen. Darüber hinaus ist die neueste Literatur nicht bekannt, oder sie wird geflissentlich totgeschwiegen (W. Jacobsen/L. Schaefer/H. R. Sennhauser, *Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen*. Nachtragsband [München 1991] 179, 123, 428; K. Sippel, *Zum Katalog der vorromanischen Kirchenbauten in Mitteleuropa*. Hess. Jahrb. f. Landesgesch. 43, 1993, 249 ff., bes. 257 ff., 255, 264 ff.). So kommt es, daß für die Kirche auf dem Kirchberg bei Unterhaun die in der Literatur eigentlich längst abgehakte Datierung ins 9. Jahrhundert neu aufgewärmt wird, ein Hinweis auf und die Auseinandersetzung mit einer neu bekannt gewordenen Schriftquelle von 1720, die den damals noch sichtbaren kleeblattförmigen Vorgängerbau erwähnt, aber unterbleiben. Auch andere Artikel über wichtige Kirchenbauten sind ohne Nachweis der wichtigsten älteren und offenbar ohne Kenntnis der neuesten Literatur geschrieben worden, so die Artikel „Die ehemalige Probstei Johannesberg“ (S. 61 ff.) und „Die Hersfelder Stadtkirche“ (S. 70 f.), wo jeweils zumindest die oben nachgetragene Literatur, die auch die ältere enthält und in der sich auch wichtige neue Überlegungen zu den beiden Kirchen finden, hätte zitiert werden müssen. Statt dessen liest man über das einwandfrei erst zu Beginn des 11. Jahrhunderts errichtete und noch als Ruine stehende Dormitorium auf dem Johannesberg die schon früher einmal kursierte abstruse These, es sei „ein einzigartiges Baudenkmal aus karolingischer Zeit (9. Jahrhundert)“ und ist fassungslos auch über den nächsten, auf Hersfelder Lokalforschung der untersten Stufe basierenden Satz: „Ursprünglich diente es vermutlich den Franken als eine Art Kaserne zur militärischen Sicherung der dicht daneben vorbeilaufenden alten

Heerstraße, heute Forststraße“ (S. 61). Einem gestandenen Kenner der Hersfelder Geschichte hätte die Kolportage solcher Meldungen doch eigentlich nicht unterlaufen dürfen.

Auch „Die evangelische Schloßkirche in Philippsthal“ (S. 217 f.) kommt mit einem einzigen Literaturhinweis auf einen halbseitigen heimatgeschichtlichen Beitrag in der Hersfelder Zeitungsbeilage „Mein Heimatland“ von 1954 aus, der seinerseits keinerlei weiterführende Literatur nennt. Auch hier gibt es für die Kirche und ihre Ausstattung besseres aus erster Hand (E. Wenzel, Das Kloster Kreuzberg [Philippsthal] und seine Säulenbasilika. Die Denkmalpflege 20, 1918, 57-66, 68-70; G. André, Eine unbekannte Grabfigur aus dem 13. Jahrhundert. Marburger Jahrb. f. Kunstwiss. 1, 1924, 49-54; F. Bleibaum/O. Bramm in: Kreis Hersfeld. Handb. d. Heimatbundes f. Kurhessen, Waldeck u. Oberhessen 2 [Melsungen 1966] 184 f.; G. Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler: Hessen, bearb. von M. Backes [München, Berlin 2. bearb. Aufl. 1982] 720 f.; D. Großmann in: G. Bott/D. Großmann/G. U. Großmann/E. Herzog, Hessen. Kunstdenkmäler. Reclams Kunstführer Dtd. 4 [Stuttgart 5., Neubearb. und erw. Aufl. 1978] 469).

Von den Beiträgen über kleinere Kirchen verdient „Die Kirche in Ausbach“ (S. 169 ff.) unsere besondere Aufmerksamkeit und wohl auch die der übrigen Leserschaft, wird doch gleich dreimal mit dem Begriff „interessant“ gearbeitet (S. 169: „ein interessantes Ensemble“; S. 170: „ein interessanter schlanker sechseckiger Turm“; ebd.: „von den Erinnerungstafeln ... sind zwei besonders interessant“). Nicht nur, daß man hier (S. 170) wieder die köstliche Mutmaßung liest, für die nach 1730 entstandenen Portraits der Apostel und Reformatoren an den Emporenbrüstungen hätten Ausbacher Charakterköpfe Modell gestanden (die Portraits sind in Wirklichkeit Bibelillustrationen nachempfunden), es folgen auch noch Beschreibungen von Erinnerungstafeln, die der Besucher seit Jahren nicht mehr in der Kirche findet, sondern in der am Ort befindlichen Heimatstube, die dieselbe Verfasserin ebenfalls beschreibt (S. 171 f.) und demnach besichtigt haben dürfte. Die auf dem Kirchhof neu aufgestellten alten Grabsteine sind nicht 23 Stück, sondern 26 (oder sind seit meinem letzten Zählen etwa drei Stück abhanden gekommen?), und der älteste stammt nicht „aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts“ (S. 171), sondern aus dem Jahr 1674. An der Kirche steht eine ältere Grabplatte von 1606 (dazu unten) und in der Kirche ein kleiner, vom Kirchhof stammender Grabstein aus dem Jahr 1635 (K. Sippel, Der neuaufgefundene Grab-Kreuzstein von Ausbach im Kreis Hersfeld. ZHG 83, 1972, 143-147). Aber auch damit kommen wir nicht ins „erste Drittel des 16. Jahrhunderts“. Daß die Inschriften und Darstellungen auf den Grabsteinen „ganze Familiengeschichten“ (S. 171) erzählten, wäre schön, ist aber nicht der Fall, und es findet sich auf ihnen auch kein einziges Wort über „Pestseuchen“ (ebd.), in denen die Sterblichkeitsrate „ungeheuer“ (ebd.) gestiegen sein soll. Hinter diesen Falschinformationen steht wohl die Inschrift auf einem Stein für zwei am 9. und 14. August 1811 an der *rothen Ruhr* gestorbene Brüder. Das ist alles, was von den angeblich auf den Ausbacher Grabsteinen ablesbaren Pestseuchen bleibt. Wer sich dann noch der Mühe unterzieht, im Kirchenbuch nach weiteren Todesfällen im Sommer 1811 nachzuschlagen, der wird zwischen dem 9. und 25. August mit den beiden Brüdern auf insgesamt fünf verstorbene Kinder kommen, die vermutlich derselben Darmkrankheit zum Opfer gefallen sind. Ungeheure Sterblichkeitsraten durch Pestseuchen also? Nein. Auch von der an der Kirchenwand stehenden Grabplatte von 1606 (es ist keine „Grabsteinplatte“, und sie steht auch nicht schon „seit Anfang dieses Jahrhunderts“ vor der Kirchentür, sondern seit 1931) kann man nicht im entferntesten schreiben: „Sie erzählt von der Ermordung eines Hersfelder Juweliers zwischen Ausbach und Gethsemane“ (ebd.), einmal ganz zu schweigen davon, daß es die Hugenottensiedlung Gethsemane damals noch gar nicht gegeben hat. Die stark verderbte Inschrift läßt zweifelsfrei gerade mal die Jahreszahl 1606 und die Worte Hersfeld und Juwelier erkennen (... *VON HERSFELT EIN IVBILIER IM J606* ...). Mehr nicht. Der Rest sind Schlußfolgerungen, die J. Hörle 1940, und zwar teilweise richtig, gezogen hatte (J. Hörle, Alt-Hersfelder Inschriften vor 1606. Die Stiftsruine [Beil. Hersfelder Ztg.] 30, 1940, 108 ff., hier 110) und die durch weitere Schriftquellen im Kern bestätigt werden, denen zufolge 1606 tatsächlich ein Goldschmied namens Esaias Defenach *im ambt Fridewald von zweyen reuttern* erschlagen worden ist (Th. Hampe, Nürnberger Ratsverlässe über Kunst und Künstler im Zeitalter der Spätgotik und Renaissance [1449] 1474-1618 [1633], Bd. 2. Quellenschr. f. Kulturgesch. u. Kunsttechnik d. Mittelalters u. d. Neuzeit N. F. 12,2 [Wien, Leipzig 1904] 363 Nr. 2061, 2063). Das alles geht aber nicht aus der Inschrift der Grabplatte hervor, die rein gar nichts „erzählt“. Falsch ist auch die Angabe, die 1730 abgerissene Vorgängerkirche sei eine „Wehrkirche“ (S. 169) gewesen. Nach Aussage einer Zeichnung auf der ältesten Flurkarte von 1709 handelte es sich vielmehr eindeutig um eine kleine Fachwerkkirche (H. Ludwig, Eine Zeichnung von Ausbachs alter Kirche. Mein Heimatland 24, 1970, 31). Unvollständig zitiert und in einem Teil nicht erkennbar aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt ist die Inschrift

auf der ältesten Glocke von 1508 (S. 171). Wenn dann schließlich im Literaturverzeichnis nur drei Titel (ganz zu schweigen von einer Abhandlung „Ausbacher Kirche und Grabsteine, o. J.“; der angebliche Autor, mein Vater, weiß von dieser ihm angedichteten Schrift nicht das geringste) aufgeführt werden, die durchweg Informationen aus bestenfalls dritter Hand enthalten, während die grundlegende Literatur über die Ausbacher Kirche (H. Baist, Die Ausbacher Kirche. Mein Heimatland 10, 1931, 23 f.; D. Großmann, Protestantischer Kirchenbau im Hersfelder Gebiet: Ausbach. Ebd. 15, 1952, 2 f.; ders., Landbaumeister Adam Johann Erdinger. Hess. Heimat N. F. 7, 1957/58, H. 2, 10-12; ders. in: G. Bott/D. Großmann/G. U. Großmann/E. Herzog, Hessen. Kunstdenkmäler. Reclams Kunstführer Dtl. 4 [Stuttgart 5., Neubearb. und erw. Aufl. 1978] 263) nicht zitiert wird, weiß man eigentlich schon beim bloßen Blick auf dieses Literaturverzeichnis, was man von dem Artikel halten soll.

Noch ein weiterer ländlicher Kirchenbau weckt unser Interesse: „Die Dorfkirche in Aua“ (S. 195 ff.). Es ist die zur Dorfkirche herabgesunkene Kirche oder der übrig gebliebene Teil der Kirche eines am Ende des 12. Jahrhunderts gegründeten und bald danach nach Blankenheim verlegten Klosters, die in der Westwand einen großen vermauerten Rundbogen enthält (vgl. Farbfoto nach S. 132), der immer als Chorbogen einer größeren oder größer konzipierten Kirche angesehen wurde, deren anschließender Saal heute fehlt oder nie errichtet worden ist. Das wird jetzt bestritten, aber nicht erklärt, weshalb dann der große Bogen in der Westwand der Kirche sitzt. Erheiternd ist, daß der in diesem Artikel zitierte Philipp Hafner im nächsten über „Die Kirchenruine der Wüstung Holstein“ (S. 197 ff.), wo er aus nicht einsichtigen Gründen zitiert wird, fast zum Stern-Kolumnist „Hafner, Sebastian“ (S. 199) wird.

Es gibt noch ein paar Dinge, die erheiternd wären, wenn sie nicht so traurig stimmten, und zwar vornehmlich unter den Objekten der Gemeinde Friedewald. Der Beitrag „Die Hamundeskirche bei Friedewald“ (S. 128) kommt mit denkbar wenigen Zeilen und einem verstümmelten Literaturzitat aus und prägt dabei doch einen ganz neuen Namen für das anzuzeigende Objekt. Daß die 1970-73 stattgefundenen Ausgrabungen auf das Jahr 1973 reduziert werden und es sich so liest, als seien damals auch der Brunnen und Teich freigelegt worden, soll uns egal sein. Daß man zu der Wüstungskirche „von Friedewald mit PKW oder zu Fuß“ kommt, wird aber spätestens dem nicht mehr egal sein, der sich aufs Fahren festgelegt hat, dann aber vor den forstlichen Verbotsschildern steht und vom Parkplatz am Nadelöhr nicht „etwa hundert Meter“, sondern etwa 700 m laufen muß, was ihm und dem Wald gut tun, aber seine Planung doch sehr durcheinander bringen wird. Dabei hatte doch die Einleitung des Buches so schön geklungen, in der es hieß, man habe gerade im Hinblick auf die Standorte, Verkehrsverbindungen usw. „die Möglichkeit geschaffen, die Stätten aufzusuchen, ohne sich weiteres Informationsmaterial besorgen zu müssen“ (S. 16).

Die Burg Dreienberg auf dem gleichnamigen Berg wird aufgrund des Artikels „Die Dreienburg bei Lautenhausen“ (S. 129) und „ohne weiteres Informationsmaterial“ vermutlich keiner der jetzt im Wald umherirrenden Besucher finden. 1257 wird die Burg nicht erstmals erwähnt, sondern genau genommen ein sich nach ihr nennender Adliger. Die Erwähnung als Warte in einer Grenzbeschreibung 1428 wird als Besitzwechsel der damals ja doch sicher schon längst nicht mehr bestehenden Burg gedeutet und gleichzeitig die Frage aufgeworfen, ob es sich bei der Warte überhaupt um die Burg Dreienberg oder um „eine Vorburg“ von ihr handle. Selbst wenn das in der älteren Literatur einmal so gestanden hat, sollte man derart Abwegiges doch im Jahr 1995 nicht mehr neu auftischen. Eine Zumutung sind schließlich die Literaturnachweise. Während in E. Zieglers zitiertem Buch über das Territorium der Reichsabtei Hersfeld von 1939 über die Burg Dreienberg außer Erwähnungen der Burgstätte in spätmittelalterlichen Grenzbeschreibungen rein gar nichts steht, die knappen Angaben im Handbuch des Heimatbundes über den Kreis Hersfeld von 1966 (sie stehen auf S. 119) verkürzt und damit fast unerheblich sind und die letzte, eigenwillig zitierte eigene Schrift des Autors, falls überhaupt gedruckt, als graueste Literatur praktisch nirgendwo erhältlich ist, fehlen die wirklich wichtigen Literaturzitate, die für die Vor- oder Nachbereitung eines Besuchs der Burg Dreienberg notwendig sind (W. Neuhaus, Spaziergänge in Hersfelds Umgebung 3: Der Dreienberg und seine verschollene Burg. Mein Heimatland 1, 1910, 47 f.; [ders.], Der Dreienberg und seine verschollene Burg. Hess. Gebirgsbote 28, 1920, 35 f.; [ders.], Die alte Burg auf dem Dreienberg. Mein Heimatland 6, 1924, 28; H. Nebe, Die Burgstätte auf dem Dreienberg. Wartburgland [Beil. Eisenacher Tagespost] Nr. 40 vom 31.1.1924, 165, 170; ders., Thüringer Burgfahrten 3 [Eisenach 1925] 52 ff.; E. Ziegler, Burgen und Schlösser im östlichen Teil des Kreises Hersfeld. Heimatkalender d. Ldkr. Hersfeld 9, 1965, 41-50, hier 41 f.; Knappe [wie oben] 179).

Im Beitrag „Das Schloß und die Wasserburg in Friedewald“ (S. 132 f.) lernt man, daß die Burg Friedewald „spätestens im 13. Jahrhundert“ (S. 132) gegründet worden sei, wo man doch immer noch davon ausgeht, daß dies erst kurz vor ihrer ersten Erwähnung 1312 der Fall gewesen sei. Dieses Ersterwähnungsdatum wird schon gar nicht mehr genannt, man findet es aber in anderem Zusammenhang ein paar Seiten weiter vorne (S. 128).

Damit sind wir aber schon wieder beim dunklen Themenbereich „Burgen“, den wir eigentlich schon längst verlassen hatten. Gehen wir also rasch weiter, vorbei an dem recht ordentlichen Artikel „Die Gießlingskirche bei Friedewald“ (S. 129 f.; warum aber steht dieser Artikel unter Friedewald und nicht unter Bad Hersfeld, in dessen Stadtgebiet die Ruine liegt?), bei dem jemand Korrektur gelesen zu haben scheint, und schauen, was man nachlesen kann im Beitrag „Das Nadelöhr bei Friedewald“ (S. 131 f.). Hier lernt man, daß das kleine Kulturdenkmal in der Trägerschaft bzw. unter der Verwaltung der Gemeinde Friedewald stehe (S. 131) und ist damit schon zum erstenmal falsch informiert, denn es befindet sich vielmehr auf einem dem Land Hessen gehörenden und der Straßenbauverwaltung unterstehenden Flurstück (Gemarkung Friedewald, Flur 32, Flurstück 28/22). Sodann wird, wie man es fast schon erwartet hat, die alte, inzwischen längst wieder aus der Welt geschaffte Jahreszahl 1589 statt 1583 neu aufgetischt, weil vermutlich die neueste Literatur nicht bekannt ist (K. Sippel, Die Wasserburg Friedewald, das „Nadelöhr“ und die Wüstung Hamundeseiche im Seulingswald. Arch. Denkmäler in Hessen 48 [Wiesbaden 2., veränderte Aufl. 1994]). Die erste Erwähnung 1579 als *Nollenoehr*, die sich wie jene des Jahres 1583 noch auf einen hohlen Baum bezog, wird dem Leser schon gar nicht mehr zugemutet. Dafür heißt es aber: „Am 25. Mai 1894 zertrümmerten vier wandernde Handwerksburschen das Nadelöhr vollständig und schlugen es in kleine Stücke (vgl. Demme). Heute ist eine Nachbildung aus dieser Zeit zu sehen“ (S. 132; auch S. 131: „Nachbildung eines Steinbogens“). Man ist wieder fassungslos. Sollen die Schulkinder jetzt lernen, ihr geliebtes und oft erwandertes Nadelöhr sei eine Nachbildung des 19. Jahrhunderts? Der Vorfall der Zerstörung, für den man im übrigen nicht L. Demmes vierten, noch ungedruckten Band mit Urkunden und Nachrichten zur Geschichte Hersfelds als Nachweis bemühen muß, sondern für den die Hersfelder Zeitung vom 29.5.1894 oder ein danach geschriebener Beitrag (A. v. Stingl, Das zerstörte „Nadelöhr“. Mein Heimatland 23, 1969, 68) zu zitieren gewesen wären, ist zwar als Zeitungsnotiz überliefert, die tatsächlich von einem in kleine Stücke zerschlagenen Nadelöhr berichtet, was aber doch journalistisch übertrieben war. Von einer daraufhin angefertigten Nachbildung gibt es keinerlei Nachricht, und eine solche kann aufgrund des bloßen Augenscheins auch ausgeschlossen werden. Vielmehr war es so, wie H. Licht schon 1987 schrieb: „Die zerbrochenen Steine wurden wieder zusammengefügt“ (Mein Heimatland 32, 1987, 74).

Die Wüstungen, an denen nicht nur der Raum Friedewald, sondern der gesamte Kreis Hersfeld-Rotenburg mit weit über einhundert archäologisch exakt lokalisierten Standorten überaus reich ist und die ja nicht nur für die Siedlungsgeschichte des Landes wichtig, sondern oft auch überaus anschauliche und zur Erkundung einladende Ausflugsziele sind, kommen nur mit wenigen Beispielen vor, nämlich im schon genannten Artikel „Die Hamundeskirche bei Friedewald“ (S. 128), doch ohne, daß hier der Begriff Wüstung überhaupt fällt, im ebenfalls schon genannten Artikel „Die Gießlingskirche bei Friedewald“ (S. 129 f.), wo der Begriff immerhin einmal, sogar mit einem Erläuterungssatz, zu lesen ist, in dem Artikel „Die Ruine Walterskirche bei Unterneurode“ (S. 155 f.) und schließlich in „Die Kirchenruine der Wüstung Holstein“ (S. 197 ff.), wo es aber nur um die baugeschichtliche Seite des ergrabenen Kirchenbaus geht. Zu dem eigentlichen Phänomen der spätmittelalterlichen Wüstungsperiode, ihren Ursachen, Ausmaßen und drastischen Folgen für das mittelalterliche Wirtschafts- und Sozialgefüge erfährt man in diesen Artikeln nichts, eher noch in „Der archäologische Wanderweg auf dem Eisenberg“ (S. 194 f.), wo ein langes, aber wieder einmal nicht fehlerfrei gebrachtes Zitat aus einer meiner eigenen Schriften ein wenig von der Bedeutung der Wüstungen für die Siedlungsgeschichte ahnen läßt. Sicher wird man nur diejenigen Plätze vorstellen können, die etwas für das Auge bieten. Warum aber nimmt man dann nicht zumindest die Wüstung Grabenhauk im Wehrdaer Wald bei Haunetal-Wehrda hinzu, wo ebenfalls ein Kirchenrest zu besichtigen ist und wo noch dazu im Umkreis der Dorfstelle unter Wald eine komplette fossile Wölbackerflur liegt, von der 1968 im Rahmen einer siedlungsgeographischen Untersuchung sogar ein Plan veröffentlicht worden ist (H. Hildebrandt, Regelhafte Siedlungsformen im Hünfelder Land. Marburger Geogr. Schr. 34 [Marburg 1968] 278 ff., Fig. 29)? Das müßte doch geradezu ein Leckerbissen von einem außerschulischen Lernort sein. Mitten drin in dieser Wüstungsflur könnte man noch vorgeschichtliche Hügelgräber besichtigen. Auf solche bei Mansbach wird in Artikeln der Gemeinde Hohenroda gleich fünfmal beiläufig hingewiesen und so das Interesse geweckt (S. 161, 163, 167, 168,

169), doch ohne daß die Angaben jemals konkretisiert werden. Warum gibt es keinen eigenen Artikel dazu mit Lageplan und weiterer Illustration? Warum statt dessen nur der fünfmalige nichtssagende Hinweis „Ausflugsziele in der näheren Umgebung: Hügelgräber bei Mansbach“? Warum stellt man nicht auch die schönste und eindrucksvollste Hügelgräbergruppe des Kreises Hersfeld-Rotenburg im Wald bei der Friedrichseiche zwischen Iba und Ronshausen vor, womit auch die Gemeinde Ronshausen (die Hügel liegen in der Gemarkung Machtlos) noch zu einem zweiten Einzelartikel gekommen wäre? Es wird vermutlich daran liegen, daß niemand in dem Bearbeiter-Team etwas von diesen Hügelgräbern gewußt hat. So bleibt in dem Buch die gesamte Vorgeschichte auf den ein paar Zeilen langen Hinweis auf Hügelgräber in dem genannten Artikel „Der archäologische Wanderweg auf dem Eisenberg“ beschränkt (S. 194). Finden wird man sie ohne mit abgedruckte Karte aber noch lange nicht.

Man vermißt noch sehr viel mehr in der Hersfeld-Rotenburger „kultur geschichte“, etwa die sogenannten Kleindenkmäler, also ein paar mehr Artikel über Steinkreuze als nur den, im übrigen aber höchst informativen Beitrag „Das Vitaliskreuz“ (S. 72 f.), vielleicht einen Artikel über den Pöbelstein bei Kemmerode und vielleicht auch einen über die eine oder andere schöne alte Grenzsteinreihe an den Außengrenzen des Stifts Hersfeld, an einer alten Amts- oder sonstigen Grenze, die zum Entdecken geradezu einlädt und an der man Geschichte festmachen könnte. Aber das ist ja zu antiquiert (noch nicht einmal der 1983 eingerichtete Grenzstein-Rundwanderweg auf dem Eisenberg ist einen Artikel wert gewesen; dazu H. Riebeling, Ein Grenzstein-Rundwanderweg. Mein Heimatland 30, 1982, 13 f.; [ders.], Faltblatt „Grenzstein-Rundwanderweg auf dem Eisenberg“, hrsg. vom Knüllgebirgsverein e. V. [Bad Hersfeld o. J.]). Statt dessen werden Straßenschilder mit den Namen von Antifaschisten und die Adressen ihrer früheren Wohnungen angeboten, zu denen man wandern soll.

Wir brechen die inhaltliche Besprechung des Buches „kultur geschichte“ an dieser Stelle ab und kommen zu Allgemeinem und Grundsätzlichem. Ein Buch, „das überallhin mitgenommen werden kann“ (S. 15), ist das vorliegende schon vom Äußeren her mit 23,5 x 16,6 cm Format, Paperback, Leimrücken und quittegelbem Umschlag wahrlich nicht geworden. Es führt auch meist nicht zuverlässig hin zu den Objekten, denn ohne genauere Zugangsbeschreibungen und ohne Kartenausschnitte werden die meisten der außerhalb von Ortschaften liegenden Stätten einfach nicht aufzufinden sein.

Weiterhin fehlen die zum Verständnis vieler Objekte, und zwar sowohl beim Lesen der Texte als auch zum Begreifen vor Ort, unentbehrlichen Pläne so gut wie vollständig. Warum sind bis auf zwei Ausnahmen (S. 121, 201) keine Burgengrundrisse, warum keine Pläne oder zumindest vergrößerte Kartenausschnitte der beiden frühmittelalterlichen Wallanlagen Heineberg bei Alheim-Heinebach und Grasburg bei Hohenroda-Mansbach und überhaupt keine Kirchengrundrisse mit ergrabenen Vorgängerbauten abgedruckt? Die zugehörigen Texte, insbesondere die zur komplizierten Baugeschichte von archäologisch untersuchten Kirchen, sind doch ohne Plan schlicht und einfach unverständlich. Statt dessen gibt es zahlreiche Fotos, die zwar überwiegend neu und gut aufgenommen worden, im Druck aber fast durchweg schlecht wiedergegeben, manchmal auch nichtssagend sind (Ortslage der „Gemeinde Kerspenhausen“, gemeint ist der Ortsteil Kerspenhausen der Gemeinde Niederaula, als teures Farbfoto nach S. 132; sonst mit keinem Wort erwähnte rote Äpfel als „Wahrzeichen der Gemeinde Ausbach“, gemeint ist der Ortsteil Ausbach der Gemeinde Hohenroda, als teures Farbfoto ebd.), manchmal ein Motiv sogar zweimal zeigen (Schloß in Solz als teures Farbfoto ebd. und die gleiche oder sogar dieselbe Aufnahme als Schwarzweißfoto S. 116, doch hier mit der falschen Bildunterschrift „Schloß Solz in Imshausen“ statt „... in Solz“ und demzufolge hier völlig deplaziert; Kirche von Aua als teures Farbfoto nach S. 132 und Schwarzweißfoto S. 196; jüdischer Friedhof von Rhina als teures Farbfoto nach S. 132 und Schwarzweißfoto S. 146) und einmal gar nicht aus dem Kreis Hersfeld-Rotenburg, sondern dem benachbarten Bundesland Thüringen stammen („Die Vachabrücke bei Philippsthal“, gemeint ist die Werrabrücke bei Vacha unweit Philippsthal, als teures Farbfoto nach S. 132). Was es mit der spiegelverkehrten Ansicht von Burg Tannenberg und dem angeblichen Gemälde der Burg Rodenberg auf sich hat, wurde schon gesagt.

Ein Kapitel für sich sind auch die bereits mehrfach angesprochenen Literaturnachweise. Hier Einheitlichkeit herzustellen, ist und bleibt die Aufgabe eines Herausgebers bzw. einer Herausgeberin, die im vorliegenden, geradezu glücklichen Fall ja sogar eine Redaktionsgruppe zur Seite hatte. Zitiert wird von den Verfasserinnen und Verfassern je nach Belieben was und wie sie wollen. Mal steht das vollständige Zitat nach allen Regeln der Kunst des Bibliographierens, mal ein eigenmächtig verkürzter Titel ohne jeglichen Ballast, mal fehlt die Bandangabe, oft das Erscheinungsjahr, meist eine

Seitenangabe, mal findet sich der Erscheinungsort, manchmal zu allem Überfluß auch der Verlag und dann wieder nur der Reihentitel, den man für den eigentlichen Titel halten kann. Sind das nur Äußerlichkeiten? Nein, es sind Ärgernisse, die jeder verwünscht, der solchen Zitaten nachgehen muß. Und was dann noch alles zitiert und vor allem nicht zitiert und demzufolge wohl auch unbekannt geblieben sein wird! Beliebt sind das Anführen von Traktaten aus jüngster Zeit mit zum wiederholtenmal aufgewärmten Auslassungen, statt die Ausgangsliteratur zu zitieren, die in der Regel noch gediegen war. Aber die alte Literatur muß man eben kennen. Wie aber soll man sie kennen, wenn man den Zitaten nicht bis zum Ursprung nachgeht? Und wie soll man die Literatur zu seinem Thema vollständig überblicken, wenn in der Stadtbücherei der Kreisstadt Bad Hersfeld (im Gegensatz etwa zu der reichhaltigen landeskundlichen Bibliothek in der sogenannten Hessenstube des Zweigvereins Rotenburg des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in der Kreisbücherei Rotenburg a. d. Fulda, die vermutlich keine der Autorinnen und kaum einer der Autoren benutzt hat) bis vor kurzem die hessischen Bibliographien, in denen das hessische Schrifttum nachgewiesen ist, schlichtweg nicht vorhanden waren und es noch nicht einmal möglich war, Literaturbeschaffung per Fernleihe durchzuführen? Auch hier, letztlich also im öffentlichen Kulturangebot, liegen Wurzeln der erschreckenden Abgründe, in die man blickt.

Im besprochenen Band fehlen oft nicht nur die grundlegenden Literaturangaben zu einzelnen Themen, es wird andererseits auf Teufel komm raus das abstruseste Quellenmaterial zitiert, das zur grauesten Literatur gehört oder am Ende gar nicht gedruckt und nicht zugänglich ist. Da finden sich in den Literaturnachweisen Zitate wie „Meldebogen der Bürgermeister Kreis Hersfeld, Gemeindearchive“ (S. 41), „Unser Kräutergarten (Informationsbroschüre)“ (S. 118), „Schuldt, Bernd: Lebensgeschichte der Hugenottenkolonie Gethsemane im Kreis Hersfeld-Rotenburg von der Gründung bis zur Eingemeindung im Jahre 1972, in: Die Großgemeinde Philippsthal/Werra (unveröffentlichtes Manuskript)“ (S. 226), „Weinrich, Hans-Jochen: Aus der Geschichte von Kirche und Schule von Gethsemane (unveröffentlichtes Manuskript)“ (ebd.), „Berichte der Bürgermeister an die amerikanischen Militärbehörden, Gemeindearchive und ITS, Bestand Hersfeld“ (S. 232; ebd. noch so ein abstruses Literaturzitat), „Hönig, Ludwig: Stiftskirche St. Maria und Elisabeth, Rotenburg-Neustadt (Faltprospekt)“ (S. 240). „Deisenroth, Otto: Nentershausen, o. O., o. J.“ (S. 181) hatten wir schon. Sogar meine eigene maschinenschriftliche Jahresarbeit, die ich 1970/71 auf der Oberschule geschrieben und später einmal einem Interessierten ausgeliehen hatte, findet sich wieder als Literaturzitat, zudem an völlig unpassender Stelle (S. 254).

Den angepeilten Lesern, darunter ja auch Schüler, wird in dem Buch ein orthographisches und grammatikalisches Niveau zugemutet, das man angesichts des dahinter stehenden Hessischen Instituts für Lehrerfortbildung nicht für möglich halten wird. Da liest man „hunderte polnischer und sowjetischer Zwangsarbeiter“ statt „Hunderte ...“ (S. 29), „eine Anzahl ... waren“ statt „eine Anzahl ... war“ (S. 30), „hinzu kamen eine unbekannte Anzahl“ statt „hinzu kam ...“ (S. 41), „mit einem detaillierten Plan“ statt „mit einem detaillierten Plan“ (S. 64), „die qualitativvollsten Bürgerhäuser“ statt „die qualitätvollsten Bürgerhäuser“ (S. 77), „ein interessanter frühgotischer Bau mit gutgearbeiteten ... Zierstücken“ statt „ein ... Bau mit gut gearbeiteten ...“ (S. 106), „gestelzt“ statt „gestelzt“ (S. 138), „eine Datierung für die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts“ statt „eine Datierung in ...“ (ebd.), „spitzzulaufend“ statt „spitz zulaufend“ (S. 143), „pallasartig“ statt „palasartig“ (S. 144), „nummerieren“ statt „numerieren“ (S. 170), „angegliedert ist ein kleines Café und ein Krämerladen“ statt „angegliedert sind ...“ (S. 176), „etwa um“ statt „etwa“ oder „um“ (S. 179), „in der Region befinden sich ... eine Vielzahl“ statt „in der Region befindet sich ...“ (S. 188). Da stehen Kommata, wo sie nicht hingehören, besonders bei einer Verfasserin gerne vor „bzw.“ (S. 38, 41), und andernorts fehlen sie. Was „brandschatzen“ (S. 133) wirklich bedeutet, scheint man nicht mehr zu wissen, jedenfalls nicht das, was man zu wissen glaubt, sondern nach wie vor erpressen durch Androhung, Feuer zu legen. Warum Jahrhundertzahlen ausgeschrieben werden, oft jedenfalls (S. 161: „aus dem achten Jahrhundert“; S. 163: „am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts“ usw.), wird niemand sagen können. Ebenso verhält es sich mit Entfernungsangaben (S. 93: „sieben km“, doch vier Zeilen weiter „1 km“; S. 162: „ca. zwölf Meter“ usw.; S. 249: „anderthalb Kilometer“ usw.). Auch sonstige Zahlen, z. B. „zweitausendachthundert“ (S. 33), schreibt man aus, als wäre ein Scheck auszustellen. Dezimalstellen bei Maßangaben werden oft mit einem Punkt abgetrennt (S. 138: „ca. 7.30 Meter“; S. 155: „7.95 x 11.60 m“ usw.; S. 162 dieselbe Verfasserin aber: „3,5 m“), was mitunter aber auch bei Tausenderwerten geschieht (S. 103: „400.000“, doch drei Zeilen weiter „50000“). All dies ist nicht nur unschön, sondern meist schlicht und einfach falsch.

Die inhaltlichen Fehler wird auch ein noch so gutes Lektorat nicht vollständig ausmerzen können. Aber eine Zurückweisung oder Verbesserung der doch zweifellos schon frühzeitig erkennbar gewesenen besonders schwachen Beiträge, die bei einer so großen Zahl von Autorinnen und Autoren nicht ausbleiben, muß von der Herausgeberin und einer sogar vorhandenen Redaktionsgruppe geleistet werden. Das ist nicht geschehen, und so stehen diese Beiträge neben anderen, die gut und manchmal sogar sehr gut sind. Wer unter den weniger kundigen Lesern, an die sich das Buch ja in erster Linie richtet, soll aber erkennen können, welcher Artikel gut und welcher schlecht, ja voller Fehler ist? Hier liegt das nicht gelöste und auch durch eine etwaige zweite verbesserte Auflage nicht zu lösende Problem des Buches. Es sollte schleunigst beiseite gelegt und tunlichst vergessen werden und darf keine weitere Verbreitung finden, schon gar nicht in den Schulen des Kreises Hersfeld-Rotenburg. Dieser Kreis mit seiner langen und beim genaueren Hinsehen doch in vielen Dingen schon gut aufgearbeiteten Geschichte und seinen zahlreichen kulturgeschichtlichen Stätten hat einen solchen Rückschritt namens „kultur geschichte“ wahrlich nicht verdient.

Klaus Sippel

Ein Buch – von drei Rezensenten gelesen

Schilling, Johannes (Hrsg.): Kloster Germerode – Geschichte, Baugeschichte, Gegenwart. Bd. 16 der Monographia Hassiae. Kassel: Evangelischer Medienverband 1994, 248 S., 175 sw-Abb. und 15 Kartenskizzen und Grafiken.

Die Leistung mittelalterlicher Klöster für ihr Umland kann nach heutigem Wissensstand gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Deshalb ist eine Auseinandersetzung mit ihrem Wirken eine bedeutsame Aufgabe und Voraussetzung für das Verständnis früher territorialer, sozialpolitischer und auch kunst- und kulturgeschichtlicher Zusammenhänge, die bis in viele Ortsgeschichten hineingewirkt haben. Mit Blick auf diesen Sachverhalt ist die vorliegende Arbeit sehr verdienstvoll, weil sie sich wissenschaftlich gründlich und grundlegend mit der Geschichte eines mittelgroßen Landklosters auseinandersetzt und auch die gegenwärtige Nutzung der Anlage betrachtet und ihre Forschungs- und Beobachtungsergebnisse allgemeinverständlich und gut lesbar darstellt.

Anlaß für die Publikation war die 850-Jahr-Feier im Juni 1994. Es gelang dem *spiritus rector* der Erneuerung des Klosters und auch dieser Schrift zum Jubiläum, Helmut Gehrke, bis 1990 Dekan des Kirchenkreises Eschwege und bis 1996 Direktor der Evangelischen Akademie Hofgeismar, ein Mitarbeiter-Team von sechs hochkompetenten Fachleuten zu gewinnen, die zudem durch Herkunft oder durch ihren Arbeitsort mit dem Meißnerland und seiner Geschichte auch persönlich verbunden sind. Diese Beziehung zum zu bearbeitenden Gegenstand ist aus allen Beiträgen zu erspüren.

Die Publikation ist der Versuch, eine ausführliche, aber noch „nicht abschließende historische und kunsthistorische Darstellung des Klosters, seiner Geschichte, seiner Bauten und seiner Erneuerung in den letzten zehn Jahren“ zu geben. Ausgespart dabei sind, darauf weist der Herausgeber Johannes Schilling ausdrücklich in seinem Vorwort hin, eine Untersuchung zur Herkunft, zur theologischen Arbeit und zu den Leistungen der Klosterfrauen in Germerode.

Die zehn Kapitel über die Geschichte des Klosters erarbeiteten Karl Bachmann, Ernst Henn, Karl Kollmann und Johannes Schilling. Sie decken alle Fragestellungen zu einer Klostergeschichte von der Gründung, der Leistung der Stifter, der Grafen von Bilstein, der Bedeutung Norbert von Xantens und des Prämonstratenserordens für die Einrichtung über wirtschafts- und sozialgeschichtliche Problemstellungen bis hin zu den Reformbestrebungen im späten Mittelalter, zur Klosterlage während der Reformationszeit und zur Geschichte der preußischen Staatsdomäne im Jahre 1930 ab.

Ein zu recht wegen seiner Bedeutung umfangreicher Teil zur Bau- und Kunstgeschichte der Anlage stammt aus der Feder von Gerhard Seib, dem derzeitigen Direktor der Mühlhäuser Museen. Er behandelt die Klosterkirche, ihre mittelalterliche und nachmittelalterliche Ausstattung, widmet auch den Nebengebäuden Aufmerksamkeit, setzt sich mit den Handzeichnungen von Landgraf Moritz aus der Gesamthochschul-Bibliothek Kassel auseinander und schließt die Darstellung mit einer Betrachtung der historischen Grabmale ab. Seib versucht neben seiner sehr gründlichen Beschreibung aller Bauteile des Gotteshauses auch eine kunstgeschichtliche Einordnung des bedeutenden Sakralbaus.

Alle Beiträge der Schrift sind wissenschaftlich informativ und quellen- und literaturmäßig zuverlässig belegt. Neu in einer Klostergeschichte und zu Recht miteingebracht ist der Beitrag Gehrkes zur gegenwärtigen Nutzung der Anlage. Die Idee, die Nutzung über einen Verein zu organisieren, ist sicher nicht neu. Im Fall von Germerode ist die Art der Nutzung aber originell. In Anlehnung an die mittelalterliche Tradition klösterlichen Lebens, ein „Haus der Stille“ über eine „Evangelische Bildungsstätte“ zu schaffen, trifft den ursprünglichen Geist und bietet die Chance für eine langfristige und tragfähige Neunutzung des Gebäudekomplexes. Gerkes Versuch macht Mut, nach ähnlichen Möglichkeiten für andere Objekte zu suchen, die eine wichtige Aufgabe der modernen Denkmalpflege ist.

Die denkmalpflegerische Leistung in Germerode, das Nutzungskonzept und vor allem die Jubiläumsschrift, um die es hier vorrangig geht, bringt durch ihre gelungene Verbindung von Historie und Gegenwärtigem wirklich Neues. Die Arbeit sollte deshalb beispielgebend werden.

Friedrich-Karl Baas

Kloster Germerode. Geschichte – Baugeschichte – Gegenwart. Hrsg. von Johannes Schilling. (Monographia Hassiae. Schriftenreihe der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Bd. 16). Kassel: Verlag Evangelischer Medienverband 1994, 248 S., zahlr. Abb. i. T. (ISBN 3-89477-969-1).

Das Buch nimmt für sich in Anspruch, die erste ausführliche, wenn auch nicht abschließende historische und kunsthistorische Darstellung des Klosters, seiner Geschichte, seiner Bauten und seiner Erneuerung in den letzten zehn Jahren zu sein. Die anlässlich des 850-jährigen Jubiläums des Klosters erfolgte Publikation will insofern eine Lücke schließen, als die Geschichte der Frauenklöster wesentlich schlechter erforscht ist als die der Männerklöster.

Zunächst beleuchtet Karl Bachmann die Gründung und die Anfänge des Klosters Germerode. Weil die erste erhaltene und von Erzbischof Konrad von Mainz ausgestellte Urkunde von 1186 eine nicht überlieferte Urkunde eines Papstes Lucius erwähnt, in der die Gründung des Klosters bestätigt wurde, kann diese sowohl unter Papst Lucius II. (1144–1145) als auch unter Papst Lucius III. (1181–1185) stattgefunden haben. Der Verf. spricht sich für die erste Möglichkeit aus, weil der frühe Germeroder Kirchenbau eine enge Anlehnung an das Kloster Lippoldsberg zeigt. Als weitere Abstützung seiner These führt er die zielstrebige Territorialpolitik Erzbischof Heinrichs an – er wurde 1153 von Friedrich Barbarossa abgesetzt –, der seine antistaufische Position durch die Anlage von mainzischen Eigenklöstern wie Lippoldsberg zu festigen suchte und überdies mit den Grafen von Bilstein, den Stiftern Germerodes, verwandt war.

Mit diesem seit fast 700 Jahren ausgestorbenen Geschlecht befaßt sich Karl Kollmann. Seine Angehörigen treten unter dem Namen „Bilstein“ um die Mitte des 12. Jahrhunderts erstmals ins Licht der Geschichte, gingen aber aus einer älteren Grafenfamilie hervor, die den Namen „Wigger“ trug. Die Bestätigungsurkunde des klösterlichen Besitzes von 1195 erwähnt einen Grafen Rucker von Bilstein als Stifter. Dabei dürfte es sich um den zwischen 1144 und 1152 mehrfach belegten Rugger III. gehandelt haben, der zum Umfeld des Mainzer Erzbischofs Heinrich I. gehörte. Otto II. dürfte der letzte Bilsteiner gewesen sein, den die Sage den Burgberg hinunterstürzen läßt, wobei möglicherweise die Belagerung der Burg um 1291 im Zusammenhang mit den Landfriedensbestrebungen König Rudolfs von Habsburg den geschichtlichen Kern bildet.

Weil Germerode ein Prämonstratenserinnenkloster war, sind die Ausführungen von Johannes Schilling über diesen Orden und dessen Gründer Norbert von Xanten besonders nützlich. In den Anfängen der Prämonstratenser gab es zahlreiche Doppelklöster, in denen Männer und Frauen gemeinsam bei strikter räumlicher Trennung lebten. Germerode bestand als Doppelkloster noch 1213. 1243 gab es hier nur noch Nonnen. Seit dem 14. Jahrhundert war es dem Kloster Spieskappel, einem Tochterkloster von Premontre, unterstellt.

Im folgenden skizziert Ernst Henn den wirtschaftlichen Aufschwung und die Jahre der Not, das Kloster in der Zeit der Wüstungen und die Gutshöfe des Klosters und das bäuerliche Land. Von großem Nutzen sind die Verzeichnisse der Ausgaben des Klosters Germerode für Grundbesitz und Grundzinsen, des Klosterbesitzes nach den Zinsregistern von 1451 und 1480 – er erstreckte sich im wesentlichen auf das Gebiet um den Meißner bis zur Werra – und der Hof- und Landbesitzer in Germerode im Jahre 1451.

Interessantes berichtet Karl Bachmann über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Klosters, in der Schenkungen und Stiftungen von Adligen, aber auch von Bauern, eine wichtige Rolle spielten. Die größten Erträge bezog das Kloster aus seinem ausgedehnten landwirtschaftlichen Besitz, den es zumeist gegen Zins verpachtet hatte. Eine andere Möglichkeit waren Rentenverkäufe an das Kloster, die den Bauern Wege zur Investition und damit zur aktiven Gestaltung des eigenen Wirtschaftsbereiches eröffneten.

Die Endphase des Klosters schildert Johannes Schilling. Am Beispiel der Klosterreformbestrebungen im späten Mittelalter, z. B. der Bursfelder Kongregation, zeigt sich, daß die Jahrzehnte vor der Reformation nicht unbedingt als eine Zeit allgemeinen geistlichen Niedergangs gesehen werden können. Dennoch waren in jener Zeit auch in Germerode Zeichen des Verfalls zu erkennen. So bemerkte 1494 der Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg, daß etliches an Haupt, Gliedern und Stand des Klosters zu bessern sei. Der Entschluß Philipps des Großmütigen, alle Klöster in seinem Land aufzuheben, betraf auch Germerode. Damals lebten in dem Kloster noch 41 Nonnen, die alle abgefunden wurden.

Den Weg Germerodes vom Klostergut zur preußischen Staatsdomäne beschreibt Karl Kollmann. Wichtige Phasen in dieser Entwicklung waren die Errichtung des Gerichtsstuhls und Amtes Germerode durch Landgraf Wilhelm IV. (1567–1592), die Umwandlung der Klostervogtei in eine Renterei und die Verpachtung des landwirtschaftlichen Betriebes an die Amtsvögte. Die kurfürstliche Hofdomäne Germerode ging nach 1866 in preußischen Besitz über. Nach dem Kaufvertrag von 1930 wurde sie der Gemeinde Germerode übereignet.

Die von Gerhard Seib verfaßte Baugeschichte wendet sich mit der Architektur und der Innenausstattung der Klosterkirchen zu. Ihr ursprüngliches Erscheinungsbild hat sich am besten am Ostbau erhalten. Dieser gehört zu den eindrucksvollsten Bauschöpfungen romanischer Architektur in Nordhessen. Die ältesten Innenaufnahmen stammen von dem Bezirkskonservator Ludwig Bickell, der 1897 die Klosterkirche und den Domänenhof besichtigte. Die dreischiffige, eingewölbte Pfeilerbasilika läßt die künstlerische Nähe zu Lippoldsberg erkennen. Auch zum Dom von Speyer lassen sich Bezüge herstellen. Die mittelalterliche Ausstattung der Germeroder Kirche wird durch viele Abbildungen illustriert. Auch die Nebengebäude wie der Konventsbau, das Zinsboden- und Vogteigebäude werden in die Betrachtung einbezogen. Besondere Beachtung verdienen die Handzeichnungen des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel zum Kloster Germerode, die einmal mehr die Vielseitigkeit dieses gelehrten Fürsten demonstrieren. Von kunsthistorischem Interesse sind auch die sieben Steingrabmale aus dem 17.–19. Jahrhundert auf dem Kirchhof südlich der Klosterkirche.

Der letzte, von Helmut Gehrke bearbeitete Abschnitt führt uns in die Gegenwart. 1983 wurde die „Gesellschaft zur Erhaltung der Klosteranlage Germerode“ gegründet, dem u. a. Vertreter des Kirchenkreises Eschwege und der Gemeinde Meißner-Germerode angehörten. Unter Mithilfe der Landeskirche von Kurhessen-Waldeck konnten die Bauarbeiten bereits im April 1983 aufgenommen werden, wobei neben Fachleuten auch auf ABM-Kräfte zurückgegriffen wurde. Besondere Verdienste erwarb sich der als „Klosterbaumeister“ fungierende Diplomingenieur Egon Paulus, der aus seiner Mitarbeit einen Vollzeitberuf machte. Dank eintreffender Fördersummen aus Wiesbaden und Bonn konnte die Restaurierung des ehemaligen Klosters beschleunigt werden. Heute hat es den Charakter eines kirchlichen Zentrums erhalten und dient vornehmlich kirchlichen Gruppen als Tagungsort.

Das Beispiel „Germerode“ sollte auch andere Orte des Hessenlandes dazu anhalten, entsprechend sensibel mit ihrem historischen Erbe zu verfahren.

Stefan Hartmann

Schilling, Johannes (Hrsg.): Kloster Germerode. Geschichte – Baugeschichte – Gegenwart (Monographiae Hassiae 16). Kassel: Verlag Evangelischer Medienverband 1994, 248 S., Abb.

Unter der Herausgeberschaft des Kirchenhistorikers Johannes Schilling fand sich ein Team von Autoren zusammen, um anläßlich der 850-Jahrfeier des ehemaligen Prämonstratenser-Doppel- und späteren Nonnenklosters Germerode bei Eschwege in einem Band dessen Geschichte, Baugeschichte und gegenwärtigen Zustand zu erforschen und darzustellen; wobei ein Mittelweg zwischen „strenger“ Wissenschaftlichkeit und den Interessen eines breiteren Leserkreises begangen wurde. Der Band ist in drei Abschnitte aufgeteilt: der erste ist der Geschichte von den Anfängen bis zum Verkauf der späteren Staatsdomäne im Jahr 1930 gewidmet, im Mittelpunkt des zweiten steht die Baugeschichte, im letzten schließlich wird „Neues Leben im Kloster“ der Gegenwart beschrieben. Zahlreiche Abbildungen

geben Aufschluß über Lage, Aussehen und Zustand der Klosterbauten vor und nach der in den vergangenen rund zehn Jahren durchgeführten Renovierung, für die eigens ein Förderverein ins Leben gerufen wurde.

Karl Bachmann, Studienrat für Geschichte und Mathematik in Hamburg, skizziert, basierend auf Quellen und einschlägiger, z. T. allerdings etwas veralteter, Literatur, die Gründung des Klosters durch die Grafen von Bilstein und untermauert die These der Gründung in den Jahren 1144/45 durch eine Einbettung in die Territorialpolitik des Mainzer Erzbistums unter deren Promotor Erzbischof Heinrich I. (S. 11–16). Erläuternde – weitgehend genealogische – Ausführungen von Karl Kollmann, Eschweger Stadtarchivar, zu den Grafen von Bilstein schließen sich an (S. 17–26). Sie basieren auf seiner in Göttingen vorgelegten Dissertation, die 1980 im Druck erschien und nicht unumstritten blieb (vgl. die Rez. in: Hess. JbLG 32 (1982), S. 319f. und BldtLG 118 (1982), S. 253–259). Den seinerzeitigen Rezensenten ist sich insofern anzuschließen, daß gerade in einem Buch für weitere Leserkreise eine Stammtafel der Grafen Wigger und der Bilsteiner, wenngleich sie mit gewissen Unsicherheiten behaftet wäre, dem Verständnis sehr gedient hätte. Vieles bleibt schwer nachvollziehbar. Der Herausgeber steuerte einen knappen Exkurs zu Person und Wirken des Ordensgründers Norbert von Xanten bei, der die Klostergründung in den allgemeinen Rahmen der Kirchengeschichte der Zeit einordnet (S. 27–34).

Mit dem klösterlichen Grundbesitz, dem wirtschaftlichen Aufstieg der ersten knapp anderthalb Jahrhunderte und dem etwa ebensolangen Niedergang setzt sich Ernst Henn, Oberstudienrat am Gymnasium in Sontra, in drei Kapiteln auseinander. Es gelingt ihm dabei, hinter den nüchternen Fakten die Lebenswelt des Klosters plastisch vor Augen treten zu lassen, ohne die nüchternen Fakten der Quellen aus den Augen zu verlieren. Er skizziert die Bedeutung des Wüstungsprozesses im 14. und 15. Jahrhundert für die wirtschaftliche Lage des Klosters und zeigt die Entwicklung der klösterlichen Gutshöfe, des Landbesitzes und der Rechte an Diensten durch die untergebene Bevölkerung (S. 35–58). Bei den im Anhang gegebenen Tabellen wären genauere Erläuterungen wünschenswert gewesen. Gewisse Überschneidungen mit der folgenden Darstellung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Klosters durch Karl Bachmann (S. 59–75) waren unvermeidlich. Der Autor beschränkt sich wieder mehr auf Zahlen und Fakten; seine hier und da eingestreuten, allgemein erläuternden Bemerkungen wirken gelegentlich etwas unverbunden und aufgesetzt. Ein Schmunzeln konnte der Rez. sich nicht verkneifen, als er auf S. 62 statt „Abtretungen“ das Wort „Abtritte“ las. Zwei Kapitel von Johannes Schilling zu Klosterreformbestrebungen im späten Mittelalter und dem Ende Klosters (S. 76–85) illustrieren in weiter gestecktem Rahmen den Niedergang des hessischen Klosterwesens, in dessen Verlauf auch Germerode als Kloster aufgelöst wurde. Von stupendem Studium neuzeitlicher Archivalien zeugt schließlich der zweite Beitrag von Karl Kollmann, der unter dem Titel „Vom Klostergut zur preußischen Staatsdomäne“ vierhundert Jahre Geschichte Germerodes zusammenfaßt, wobei wirtschaftliche Daten und Fakten im Vordergrund stehen. Sie sind nach einzelnen Sachgebieten geordnet, wodurch der historische Zusammenhang hier und da etwas gestört erscheint.

Insgesamt zeichnet der historische Teil des Bandes ein rundes Bild, in dem alle wesentlichen Teilaspekte zur Geltung kommen. Fraglich bleibt, warum auf die auf S. 20 abgedruckte Karte der Klosterbesitzungen im Text nicht eingegangen wird. Vor allem Karl Kollmann erschöpft sich gelegentlich in seinen Beiträgen in einer reinen Faktenaufzählung, ganz ähnlich, wie ihn der Rez. des HessJB bereits kritisiert hatte. Seine und die Kapitel Karl Bachmanns wirken so oft hölzern und altväterlich und stehen dadurch in einem gewissen Gegensatz zu Schillings und vor allem Henns Ausführungen.

Der Kunstgeschichte Germerodes gewidmet sind Gerhard Seibs Ausführungen zur Baugeschichte (S. 113–216). Die Darstellung des Direktors der Museen in Mühlhausen/Th. zeichnet sich durch solides Fachwissen und gewissenhafte Detailgenauigkeit aus. Seine Darstellung ist in sechs Punkte gegliedert: Die Klosterkirche, die mittelalterliche Ausstattung, die nachmittelalterliche Ausstattung, die Nebengebäude, die Handzeichnungen des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel und die historischen Grabmale. Für die Kirche kann er die baugeschichtliche Verwandtschaft zur Klosterkirche Lippoldsberg klar herausarbeiten, deutlich wird aber auch, wie der Erbauer Germerodes eine individuelle Lösung topographischer Gegebenheiten zu integrieren wußte.

Die mittelalterliche Ausstattung ist nur noch in Resten vorhanden. Seib stellt die Bauteile, Einbauten, Glocken und liturgischen Geräte und Gefäße vor und liefert Nachweise über Verlust im Gefolge der Säkularisation. Dann wendet er sich der nachmittelalterlichen Ausstattung zu, Kanzel, Orgel, Empore, Gestühl und anderes. Präzise und umfänglich sind seine Darstellungen der Nebengebäude, für die er, wie bereits bei der Kirche, auf historisches Photomaterial zurückgreifen kann. Ein eigenes

Kapitel widmet er Handzeichnungen des Landgrafen Moritz aus dem Jahr 1631. Der Landesherr hatte gegen Ende seines Lebens eine größere Zahl nordhessischer Bauten und Städte gezeichnet. Überliefert sind unter anderem auch acht Germerode betreffende Blätter. Sie sind abgedruckt und werden von Seib in bauhistorischer Sicht interpretiert. Zu guter Letzt beschreibt er sieben historische Grabmale vom Friedhof südlich der Klosterkirche, die alle in Photographie abgebildet sind. Seib, durch eine Reihe von Veröffentlichungen zu Kirchenbauten des Mittelalters bekannt, ist es gelungen, Bau- und Kunstgeschichte Germerodes erschöpfend unter wissenschaftlichen Ansprüchen abzuhandeln und zu interpretieren. Ein Glossar wichtiger bau- und kunstgeschichtlicher Begriffe am Ende des Bandes erleichtert auch dem Laien den Zugang zu seiner Schilderung.

Abschließend schildert der Dekan des Kirchenkreises Eschwege die Sanierung und neue Nutzung Germerodes durch die Anfang 1983 gegründete Klostersgesellschaft (S. 217–245). Sein anschaulicher Bericht und viele Photographien von den Bauarbeiten und ihrem Abschluß, nach dem sie seit Mai 1990 als „Evangelische Bildungsstätte Kloster Germerode“ vielfältig genutzt wird, runden den Band ab.

Trotz der Kritik im Einzelnen: Es ist Herausgeber und Autoren gelungen, einen Band zu erstellen, der sowohl dem wissenschaftlich Arbeitenden als auch historisch, kunsthistorisch oder heimatgeschichtlich interessierten Laien einiges zu bieten hat. Weitere historische Bauten warten darauf, ihre Bearbeiter und Erneuerer zu finden. Die Geschichte Germerodes wirkt dabei ermutigend.

Jürgen Römer

Allgemeine Geschichte und Landesgeschichte

Haffner, Alfred (Hrsg.): Heiligtümer und Opferkulte der Kelten. Sonderheft der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“ 1995, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1995, 124 S., 109 meist farb. Abb., geb. 39,- DM.

Die sensationelle Entdeckung des frühkeltischen Fürstengrabes mit seinen reichen Beigaben am Glauberg bei Büdingen rückt das anzuzeigende Buch besonders für archäologisch interessierte hessische Leser ins Blickfeld. Es ist ein Verdienst der um die Popularität ur- und frühgeschichtlicher Kenntnisse sehr bemühten, fachlich anerkannten Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“, mit ihrem Sonderheft 1995 eine wissenschaftlich zuverlässige und äußerst ansprechende Zusammenschau des derzeitigen internationalen Forschungsstandes über die Heiligtümer und Opferkulte der Kelten zu geben. Zukünftig werden sicher auch die neuen hessischen Funde einen wichtigen Platz auf diesem Arbeitsfeld einnehmen und zur Vervollständigung des Wissens über das alte Volk und seine Religion beitragen.

Der Herausgeber und Direktor des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Universität Kiel, Alfred Haffner, gibt im ersten Beitrag des Bandes einen hervorragenden Überblick über das derzeitige Wissen zur keltischen Religion der Antike. Er hat für die Darstellung alle zur Zeit vorliegenden Forschungsergebnisse ausgewertet und seine Erkenntnisse in allgemeinverständlicher Sprache dargestellt. Haffner behandelt nach einer kritischen Auseinandersetzung mit den literarischen Zeugnissen griechischer und römischer Autoren zu keltischen Religionsfragen die gesamte archäologische Überlieferung. Es folgen dann Beiträge von neun ebenfalls hochkompetenten Autoren in allgemeinverständlicher Sprache über das Heiligtum von Vix in Mittelfrankreich, den Opferplatz bei Egesheim im Kreis Tuttlingen, über die Heiligtümer Nordfrankreichs, das Heiligtum Roquepertuse an der Rhône-Mündung, über die Problematik der Viereckschanzen in Süddeutschland und über die Funde von Snettisham in Südostengland.

Alle Beiträge sind beispielhaft illustriert. Übersichtliche, farbig ausgelegte Skizzen und Zeichnungen und hervorragende Farbfotos unterstützen und veranschaulichen die Textaussagen. Es ist dem Autorenteam gelungen, eine erste Gesamtdarstellung zu dem hochinteressanten Themenkomplex vorzulegen, die beispielhaft für ähnliche Darstellungen werden sollte. Auch dem Verlag ist für diese Leistung zu danken, besonders deshalb, weil er bei einigen früheren lokalgebundenen Publikationen über archäologische Fragestellungen nicht immer ganz glücklich bei der Bearbeitung war.

Friedrich-Karl Baas

Kortüm, Hans-Henning: Zur päpstlichen Urkundensprache im frühen Mittelalter. Die päpstlichen Privilegien 896–1046. (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters, hrsg. von Horst Fuhrmann, Band 17) Sigmaringen: Thorbecke 1995, 464 S., 108,- DM (ISBN 3-7995-5717-2).

Die vorliegende Arbeit, die 1992 in Tübingen als Habilitationsschrift angenommen wurde, untersucht die Papsturkunden der Jahre 896–1046, deren Edition von Harald Zimmermann vorgelegt wurde.

Die traditionelle Diplomatie ging bei der Untersuchung von Urkunden von der jeweiligen ausstellenden Kanzlei aus, die man sich als mehr oder minder durchorganisierte Behörde vorstellte. Kortüm macht darauf aufmerksam, daß die päpstliche Kanzlei für einen weitgestreuten Empfängerkreis zuständig war, der praktisch den ganzen *Orbis Christianus* umfaßte. In seiner Untersuchung rückt er von traditionellen Methoden der Königs- und Kaiserdiplomatie ab und setzt bei den jeweiligen Empfängern ein. Er konzentriert sich dabei auf die sprachliche Gestaltung der Urkunden, wobei die *Dispositio*, d. h. der materielle Kern der Urkunde, der am wenigsten durch vorgegebene Formeln vorgeprägt war, in den Mittelpunkt gerückt wird. Es wird seit langem vermutet, daß Empfänger auf den Inhalt von Urkunden Einfluß genommen haben. Kortüm untersucht nun, inwieweit dieser Einfluß auch einen sprachlichen Niederschlag findet. Er gruppiert die untersuchten Urkunden dabei – aus Praktikabilitätsgründen – nach modernen nationalstaatlichen bzw. nationalsprachlichen Kriterien und untersucht Urkunden für Empfänger in Spanien/Katalanien, Italien, Frankreich und Deutschland. Die akribische philologische Untersuchung zeigt, daß bei solchen Urkunden, die eine Rechts- oder Besitzverleihung oder -bestätigung beinhalten, ein unmittelbarer Einfluß der Empfänger auf die Gestaltung der Urkunde zu konstatieren ist, der sich vor allem an der sprachlichen Vulgarisierung in der *Dispositio* zeigt. Das gilt insbesondere für Urkunden aus der Romania. In der späteren koptalen Überlieferung wurden die vulgär-lateinischen Formen z. T. wegemendiert. Dieser Befund führt zu einer neuen Sicht der päpstlichen Kanzlei. Sie ist nicht als Behörde mit „Kanzleibeamten“ zu verstehen, sondern eher als „Beurkundungsstelle“. „Für eine häufig vom Empfängerwunsch abhängige und beeinflussbare päpstliche Kanzlei kam es in der praktischen Arbeit vor allem auf eine formularmäßige ‚Einkleidung‘ der Empfängerdispositio an“ (S. 387). So läßt sich erklären, warum verschiedene Teile eines Privilegs unterschiedliches Sprachkolorit zeigen oder derselbe Notar „einmal ‚gutes‘ und einmal ganz offenkundig ‚schlechtes‘ Latein schrieb“ (S. 425/426).

Kortüm kommt damit auch zu einer eindeutigen Bewertung des *Liber Diurnus*, einer in drei Handschriften erhaltenen Formelsammlung, die von der älteren Forschung als ein „Schul- und Übungsbuch für die Heranbildung des Kanzleipersonals“ (315) aufgefaßt wurde. Der *Liber Diurnus* war offenbar ein „Kanzleibuch“, das bei der Einkleidung der Empfängerdispositio herangezogen wurde, wobei aber die einzelnen Notare große stilistische Gestaltungsspielräume hatten. Es ist daher nur noch sehr bedingt möglich, von einem „Kanzleistil“ oder einem für einen Notar „typischen Diktat“ zu sprechen – was entsprechende Auswirkungen auf die Beurteilung der Echtheit von Urkunden hat.

Kortüms Untersuchung ist ein großer Wurf, der neue Grundlagen für die weitere Erforschung der Papsturkunden legt.

Eberhard Mey

Knappe, Rudolf: (Die schönsten) Schlösser und Burgen in Nord- und Osthessen. Ausflüge in die Vergangenheit. Gudensberg, Wartberg Verlag 1996. 88 S. geb., zahlr. Farbabb., 39,80 DM (ISBN 3-86134-237-5).

Nur ein Jahr nach dem in ZHG 100, S. 264 besprochenen (Sammel-)Band über heimische Burgen im Mittelalter legen der Autor R. Knappe und der Wartberg Verlag einen weiteren Band vor, der – dies vorab – durch seine Aufmachung besticht. Selten hat man so systematisch und so ästhetisch schön (Exaktheit des Drucks auch problematischerer Abbildungen, Qualität der Photos, vor allem von Rolf Wagner) das gestellte Thema aufbereitet und 40 Burgen und Schlösser präsentiert gesehen.

Merkwürdig und unter bibliographischen Gesichtspunkten unüblich ist dagegen die textliche Abweichung zwischen Außen- und Innentitel des Bandes; letzterer will immerhin die „schönsten“ Bauwerke vorstellen, was sicher eher der in der Tourismusbranche üblichen positiven Überqualifizierung als der Wahrheit nahekommt. Wenn der Verlag auf seinem Waschzettel weiterhin konstatiert, es sei „unverständlich ..., daß in der vorhandenen (!? Bu) Literatur die sehenswerten Anlagen ... kaum beschrieben sind“, so spekuliert er auf geringe Vorkenntnis beim Leser und zeigt

wenig Achtung vor hunderten von Autoren, die sich den Burgen und Schlössern ihrer engeren Heimat forschend und darstellend zugewandt haben. Die dem Band beigegebenen „Literaturhinweise“ (S. 88) – so ungenau und summarisch sie teilweise sind – nennen durchaus einige der Quellen, aus denen Knappe schöpft. Der Band ist – so attraktiv und informativ er vor uns liegt – in keinem Zusammenhang etwa eine wissenschaftliche Leistung seines Autors, will man nicht das Sammeln einiger aktueller Zustandsinformationen hier zählen. Knappe hat zusammengetragen, verglichen, übernommen; dies geschieht generell – und das macht wirklich zornig, wenn man an die lebenslange Forschung mancher Wissenschaftler denkt – ohne einen einzigen zugeordneten Beleg seiner Quellen. Hier hätten wenige Hinweise (Fußnoten, Anmerkungen am Schluß) geholfen; das durchaus lobenswerte Unternehmen wäre ehrlicher gewesen.

Daß Knappe die Grundkonzeption der Texte sehr geschickt ausfüllt, wird dagegen gern bestätigt. Der Bau- und Besitzgeschichte der jeweiligen Anlage wird ein erläuterter Ausschnitt aus einer Landkarte als Wegbeschreibung beigegeben, dazu – abwechselnd und kommentiert – Geschlechterwappen, Portraits, Merianstiche, Sagen u. a. Jedes Bauwerk ist in Gesamt- und (meist) Detailphotos erfaßt.

Eine schwere Papierqualität und ein insgesamt 8 mm dicker Einband machen die 88 Seiten zu einem Buch.

Helmut Burmeister

Heppe, Dorothea: Das Schloß der Landgrafen von Hessen in Kassel von 1557 bis 1811. Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland. Band 17. Marburg: Jonas Verlag 1995. 344 S., 151 Abb., 48,- DM.

Nach der Forschungsarbeit von Frau Gerhardy zum Mündener Rathaus (Umbau 1603–1618) im Band 5 dieser Reihe (1993) des Instituts beim Weserrenaissance-Museum Schloß Brake konnte man gespannt sein, welche weiteren Hochschularbeiten von der Redaktion G.U.Großmann/H. Reimers zur regionalen Baugeschichte publiziert würden. Hiermit liegt zu dem wichtigen Stadtschloß der Landgrafen in Kassel, das am 22./23. November 1811 abbrannte, streng chronologisch nach Bau- und Umbau-Epochen gegliedert und mit vielen erstveröffentlichten Plänen versehen, eine gründliche Forschungsarbeit zu einem Renaissancebau vor, von dem buchstäblich kein Stein mehr steht! Beginnend mit den altbekannten Zeichnungen von Dilich, Müller, Wessel, Landgraf Moritz sind alle verfügbaren Quellen in Einzelepochen von Landgraf Philipp bis zur französischen Herrschaft abgehandelt. Raum für Raum und Etage für Etage beschreibt Frau Heppe die Baumaßnahmen der jeweiligen Zeit. Es werden auch sporadische Grabungsergebnisse (von Niemeyer/Stadtarchiv, 1959) eingearbeitet, die unter der „Kattenburg“, dem preußischen und heutigen modernen Regierungsgebäude immerhin Gewölbe und Gänge erschlossen. Die Schloßkapelle mit ihrer seltenen Renaissance-Orgel des Daniel Meyer (Göttingen, † 1596/97) als Detail hätte man gern etwas ausführlicher behandelt gewußt, dies soll aber die materialreiche, baumonographische Präsentation nicht schmälern.

Siegfried Lotze

Murk, Karl: Vom Reichsterritorium zum Rheinbundstaat: Entstehung und Funktion der Reformen im Fürstentum Waldeck (1780–1814), (Waldeckische Forschungen, Band 9) Arolsen: Selbstverlag des Waldeckischen Geschichtsvereins 1995, 322 S., 8 Abb., 4 Karten.

Die Modernisierung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ist ein komplexer Vorgang, der in den letzten Jahren die verstärkte Aufmerksamkeit von Historikern gefunden hat. Nachdem sich das Interesse lange Zeit auf die Preußischen Reformen konzentriert hatte, sind nun auch die entsprechenden Reformprozesse in den Rheinbundstaaten stärker in das Blickfeld der Forschung gelangt. Zu den kleineren Rheinbundstaaten gehörte das Fürstentum Waldeck, dem die vorliegende Untersuchung – von Prof. Seier angeregt, 1994 in Marburg als Dissertation angenommen – gewidmet ist. Der Verfasser wertet die Waldeckischen Akten im Staatsarchiv Marburg sowie einschlägige Bestände des Staatsarchivs Wiesbaden, des Geheimen Staatsarchivs Berlin-Dahlem, des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien und der *Archives du Ministère des Affaires Etrangères* Paris aus.

Der Verfasser arbeitet zunächst die Grundlagen der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verfassung Waldecks am Ende des 18. Jahrhunderts heraus. Obwohl verschiedene Reformansätze

steckengeblieben waren, garantierte das Fortbestehen der Rechtsordnung des Alten Reichs die Existenz des Kleinterritoriums. Ein Reformdruck entstand vor allem durch die finanzielle Lage des Fürstentums. Bereits seit der Dissertation von Hermann Bing über die „Finanzgeschichte Waldeck-Pyrmonts“ aus dem Jahr 1929 ist das Ausmaß der Finanzkatastrophe bekannt, die – angesichts fehlender Strukturveränderungen – auch durch die Anleihe von 1,2 Millionen Reichstalern beim Landgrafen von Hessen-Kassel nicht beendet werden konnte. Die vorliegende Arbeit macht es sich u. a. zur Aufgabe, „die verheerenden Auswirkungen der finanziellen Misere auf die fürstlich waldeckischen Reformplanungen und -maßnahmen des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts in all ihren Verästelungen aufzuzeigen“ (S. 9). Die Blockade, die sich aus der Finanzmisere ergab, wurde mit dem Ausbruch der Revolutionskriege verschärft, da Waldeck an der Nahtstelle der Einflusssphäre von Preußen und Österreich lag. Das Land konnte zwar von direkten Kriegseinwirkungen freigehalten werden, hatte aber große Belastungen zu tragen. Da die Finanzverwaltung nicht effektiver und die Verschwendungssucht des Fürsten nicht eingeschränkt wurde, steigerten sich die Verbindlichkeiten bis zum Jahr 1805 auf mehr als 2,1 Millionen. Die Mißstände wurden zwar in einer vom Kaiser autorisierten preußischen Kommission schonungslos aufgedeckt; das Ende des Reiches verhinderte aber die Umsetzung der Tilgungspläne. Die gefährdete staatliche Existenz konnte jedoch durch den Eintritt in den Rheinbund 1807 und den Austritt im November 1813 gewahrt werden – wenn auch mit erheblichen neuen Belastungen.

Mit dem Ende des Reiches war der Fürst von Waldeck formal souverän geworden. Durch seine Bestätigung aller bestehenden Rechte verzichtete er aber im Herbst 1807 auf alle Möglichkeiten zu grundlegenden Reformen. Die Ausführungen des Verfassers zur Innenpolitik Waldecks nach 1807, insbesondere zum Konflikt über das Organisationsedikt von 1814 gehen – vor allem durch die Einbeziehung der finanziellen Aspekte – über die Ergebnisse der Dissertation von D. Weigel über „Fürst, Stände und Verfassung im frühen 19. Jahrhundert“ hinaus.

Es ist erfreulich, daß die Geschichte Waldecks zwischen Altem Reich und Deutschen Bund mit dem vorliegenden Band eine solide Darstellung gefunden hat. Es wird deutlich, daß die Reformanregungen von außen (Napoleon) relativ gering waren und das die Umsetzung von Reformen durch die beherrschenden Kräfte im Lande weitgehend verhindert werden konnte.

Eberhard Mey

Höck, Alfred: Hessen – Land und Leute. Ausgewählte Beiträge zur Landes- und Volkskunde. Zum 75. Geburtstag im Namen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Zweigverein Marburg e.V., hrsg. von Siegfried Becker und Hans-Peter Lachmann. Marburg: Jonas Verlag 1996. 110 S. (ISBN 3-89445-203-X).

Die Rezension einer Publikation des eigenen Vereins im Vereinsorgan mag ungewöhnlich erscheinen, rechtfertigt sich jedoch durch den Namen des Wissenschaftlers, der zugleich Autor und auch Adressat dieses Bandes ist: Alfred Höck, Ehrendoktor am Marburger Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie, wo er jahrelang im Fachgebiet Europäische Ethnologie lehrte, und Ehrenmitglied des VHG, beging seinen 75. Geburtstag. Seine Schüler und Freunde im Marburger Zweigverein nahmen dies zum Anlaß, eine Auswahl wichtiger Aufsätze Höcks in einem handlichen Band zu vereinigen sowie die Schriften (1960–1994) und Lehrveranstaltungen (1964–1985) Höcks in zwei gesonderten Verzeichnissen zusammenzustellen. Eine kurze Einführung in die verschiedenen Beiträge und eine biographische Würdigung des Jubilars durch die Herausgeber sowie ein Register zum Schriftenverzeichnis runden den Band ab.

Folgende Beiträge Höcks wurden (unverändert) wiederabgedruckt: Notizen zur hessischen Landes- und Volkskunde im 19. Jahrhundert (aus: HBV, 60, 1969, S. 39–61). – Bemerkungen zur Landschaftsbezeichnung „die Schwalm“ (ZHG 74, 1963, S. 143–152). – Bau und Kosten eines dörflichen Fachwerkhauses in Hessen, 1799 (HBV, 55, 1964, S. 165–180). – Beiträge zur hessischen Töpferei: Dreihausen im Kreis Marburg (HBV, 57, 1966, 137–148). – Dorflinden, Kirchhofslinden, Gerichtslinden in Niederhessen (Jb. Ldkr. Kassel 1978, S. 76–80). – Tod der „armen Gipperten“ 1832 im Mariendorfer Hirtenhaus (Jb. Ldkr. Kassel 1974, S. 47 f.). – Jüdische Bevölkerung um 1855 im kurhessischen Kreis Wolfhagen (Jb. Ldkr. Kassel 1985, S. 89–92). – Volkskundliche Erwägungen zur Zeitwanderung anhand der älteren Trauungslisten der Pfarrei Elbingenalp im Lechtal (ÖZV, 70, 1967, S. 203–214).

Die Auswahl und Anordnung der Beiträge ist, wie man sieht, nicht chronologisch orientiert; sie sollen nicht dazu dienen, die wissenschaftliche Entwicklung Höcks in irgendeiner Weise darzustellen. Auch war die Zugänglichkeit der abgedruckten Aufsätze kein Auswahlkriterium, denn die meisten

Beiträge sind in Zeitschriften erschienen, die für den Interessierten leicht erreichbar sind, ja z. T. im eigenen Bücherregal stehen. Unter thematischen Gesichtspunkten lassen sich die Aufsätze ebenfalls nur grob unter einen gemeinsamen Nenner bringen – gerade der letzte Beitrag hat doch nur peripher mit dem im Titel angekündigten Oberthema „Hessen – Land und Leute“ zu tun. Es handelt sich vielmehr um ein „best of“ aus der Sicht der Herausgeber, das die Spannweite der wissenschaftlichen Betätigung Höcks von der Institutionalisierung des Faches über den Bereich der Sachkulturforschung bis zur Judaica verdeutlichen und dazu beitragen soll, „seine Anregungen auch der künftigen Landes- und volkskundlichen Forschung zugänglich zu machen“ (Einführung S. 8). Dieses Ziel ist vor allem auch durch die aufgeschlüsselte Bibliographie der Arbeiten Höcks erreicht, die – bei der großen Anzahl der z. T. weit verstreuten Beiträge (307 Titel) – ein wertvolles Hilfsmittel darstellt.

Heike Annette Burmeister

Landsiedel, Lorenz: Schwarz uff wiß. Eine hessische Chronik in Kasseler Mundart, hrsg. von Quirinus Quiddenbaum in Verb. mit Werner Guth. Niedenstein: Bilsteinverlag 1995. 190 S. (ISBN 3-931398-00-5).

Im Redaktionsteil dieser ZHG bibliographiert Holger Hamecher die *Kasseläner* Mundartliteratur mit größter Genauigkeit – mit dem hier angezeigten Band hätte er Mühe gehabt, große Mühe, denke ich. Da hat ein Gottfried Wackermahl auf dem Dachboden seines – selbstverständlich – *altehrwürdigen* Gudensberger Bauernhauses (merke: chattisches Kernland) eine alte Handschrift, ganz original, versteht sich, gefunden, eine Chronik, die ein kenntnisreicher Lorenz Landsiedel (merke: es stabreimt sich germanisch) im 19. Jahrhundert *uff Kasselänisch* verfaßt hatte. Flugs setzte sich obvermeldter Hauseigentümer mit einem Bekannten, dem Gelehrten Quirinus Quiddenbaum – einer ausgestorben geglaubten Spezies, nicht nur des Namens wegen – in Verbindung, der die Handschrift unter Mitarbeit des Germanisten und Historikers Werner Guth, eines *ahlen Kasseläners*, druckfertig aufbereitete. So weit, so GUTH, und mehr auch nicht zum bibliographischen Teil der „Chronik“.

Wer die reizvolle Chronik wissenschaftlich ernst nähme, wäre wie Ephesus und Kupille beim Kohletragen ... Humor ist gefordert oder wenigstens die Bereitschaft, diesen Weg des Mund- und Ohrgerechtmachens der hessischen Geschichte durch eine Mundartchronik für denkbar zu halten. In 99, mal gereimten, mal Prosakapiteln – von *Dazidus und den ahlen Kadden* über *Landgrof Moritz sinn Dugaden* bis zu *fünf Versuchen iwwer de Breißen* – werden in Treue zur anderwärts gesicherten Überlieferung selbst schreckliche Ereignisse mundartlich verfremdet und in ein Lesebuch eingeheimelt, das auf der Grundlage historischer Kenntnisse die Geschichte des Landes zwischen Reinhardswald und Schwalm erzählt. Wahrhaftig, Landsiedel war ein GUTHer Kenner seines Stoffs und ein sehr GUTHer Erzähler noch dazu.

Nur eines ist schwierig: Selbst ein waschechter *Kasseläner* wird sich einlesen (oder nachahmend ein-sprechen) müssen in die von „den Herausgebern“ bevorzugte Transkription seiner Mundart. Ein Kapitel „Sprache-Schreibung-Wortschatz“ von Werner Guth kann manchem eine echte Hilfe sein.

Kurz: Ein recht unterhaltsames, beschäftigungswertes, durchaus GUTH illustriertes Buch, dessen potentieller Käuferkreis wohl immer kleiner wird – was schon Henner Piffendeckel gewußt hat.

Helmut Burmeister

Ortsgeschichte

Klee, Margot: Die Saalburg. Hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Abt. Archäologische und Paläontologische Denkmalpflege, u. d. Saalburgmuseum. Bad Homburg v.d.H. Stuttgart: Theiss 1995, 118 S. m. 116 Abb., kartoniert, 18,- DM (ISBN 3-8062-1205-8) (Führer zur hessischen Vor- und Frühgeschichte 5).

Mit dem hier angezeigten Saalburgführer liegt ein weiterer Band der Sonderreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen (im vorliegenden Fall eine Gemeinschaftsausgabe mit dem Saalburgmuseum Homburg v. d. H.) vor. Die Saalburg, das international am umfanglichsten rekonstruierte Kastell der Römerzeit überhaupt, verdient diese Heraushebung; die Archäologische Gesellschaft in Hessen e.V. übermittelte diesen Band ihren Mitgliedern als Jahreshgabe.

Margot Klee geht zunächst ein auf die Forschungsgeschichte einer Anlage mit fast zwei Jahrtausende oberirdisch sichtbaren Resten. Diese wurde noch zwischen 1816 und 1818 als Steinbruch genutzt und lieferte Baumaterial für Homburger Bürgerhäuser. Schatzfunde erweckten im 19. Jahrhundert das Interesse, ab 1853 wurden wissenschaftliche Untersuchungen unternommen, 1872 entstand der Saalburgverein, und 1887 sorgte ein Kaiserwort Wilhelms I. für weitere Erforschung und Rekonstruktion des Kastells. Das 1907 eröffnete Saalburgmuseum ist heute Forschungsinstitut von internationalem Rang.

Margot Klee ordnet die in langen Jahren gewonnenen (vor allem baulichen) Befunde und ergrabenen Funde zu einem packenden Bild der Römerzeit in Hessen und läßt militärisches und Alltagsleben in Wort, Photo und Rekonstruktionszeichnung vor dem Auge des Lesers erstehen. Ein Glossar römischer Fachausdrücke und ein fast 100 Nennungen umfassendes Literaturverzeichnis (nicht gerechnet die Ausgaben des Saalburg-Jahrbuchs) runden den in Theiss-Qualität vorgelegten Band ab, der europäische und Regionalgeschichte lesernah vermittelt und zugleich ein Museumsführer/-handbuch ist.

Helmut Burmeister

FFM 1200. Traditionen und Perspektiven einer Stadt. Hrsg. von Lothar Gall. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag, 1994, 338 S., 454 größtenteils farbige Abb., DM 58,- (ISBN 3-7995-1206-3).

794. Karl der Große in Frankfurt am Main. Hrsg. von Fried, J., Koch, R., Saurma-Jeltsch, L. und Thiel, A. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag, 1994, 184 S., 121 farbige Abb., DM 38,- (ISBN 3-7995-1204-7).

Bei den beiden vorliegenden Bänden handelt es sich um die jeweiligen Begleitkataloge zu den gleichnamigen Ausstellungen, die vom 18. Mai bis zum 28. August 1994 im Bockenheimer Depot bzw. im Historischen Museum Frankfurt gezeigt wurden. 1994 jährte sich zum 1200 Mal die Einberufung der Reichskirchenversammlung durch Karl den Großen und damit die erste urkundlich gesicherte Nennung Frankfurts in der Königsurkunde vom 22. Februar 794. Dieses war Anlaß für das Historische Museum, das Wirken Karls des Großen in Frankfurt, das sich in dem Frankfurter Kapitular niederschlägt, einerseits und andererseits die 1200jährige Geschichte der heutigen Mainmetropole in zwei Ausstellungen nachzuzeichnen.

Die Themen der Ausstellung zur Reichskirchenversammlung orientieren sich an den wichtigsten Verhandlungsgegenständen der Synode, die sich u.a. mit den Themen Bilderstreit, Münze, Maß und Gewicht, Kirchenrecht, Mönchtum und Volksfrömmigkeit befassen.

Die stadtgeschichtliche Ausstellung zeigt den Weg von der einstigen Frankenfurt bis hin zur heutigen Bankenmetropole, wobei die frühe Bedeutung der Messestadt ebenso hervorgehoben wird wie die Vorreiterrolle der Stadt, wenn es um Demokratisierungsprozesse geht (hier seien nur die Stichworte Paulskirche, Arbeiterolympiade, Humanes Bauen genannt, ebenso wie Studentenbewegung, Kampf um's Westend, Startbahn West). Die systematische Demontage der Demokratie unter der nationalsozialistischen Diktatur wird ebenso beleuchtet wie der Einfluß der Amerikaner auf die Stadtentwicklung in der Nachkriegszeit.

Unabhängig von einem Besuch der Ausstellungen handelt es sich bei beiden Bänden zweifelsohne um einen wichtigen Beitrag zur Stadt-, Reichs- und Kulturgeschichte, der in drucktechnisch hervorragender Qualität auf erfreulicherweise säurefreiem Papier dargeboten wird.

Christine Swoboda-Körner

800 Jahre Hollstein 1195–1995. Chronik eines kleinen Dorfes in Nordhessen. Hrsg. v. Festausschuß „800 Jahre Hollstein“. Schriftleitung: Magda Kranhold. Hess. Lichtenau 1995. 302 S. mit zahlr. Bildern, Federzeichnungen und Karten.

Das 162 Seelen-Dorf Hollstein, das 1995 seine 800jährige Erstnennung als „Holsten“ in einer Urkunde von 1195 Dez. 20 begehen konnte, hat am Ende des Festjahres eine Chronik herausgegeben, was immerhin schon etwas aus dem Rahmen fällt, weil bei ähnlichen Jubiläen ein solches Werk häufig bereits zu Beginn des Jahres vorliegt. Hollstein bezieht die Vorbereitungen und Veranstaltungen des Festes in seine Darlegungen mit ein und läßt sie so ausklingen.

Die Chronik beginnt mit einer Ortsbeschreibung, dem „Ist-Zustand“ des Jahres 1995, um dann geschickt auf die Historie des Dorfes einzugehen. Gegenpart ist die oben erwähnte Urkunde, in der

Papst Coelestin III. dem Kloster Germerode den Besitz bestätigt. Unter den Dörfern, in dem das Kloster Besitzungen hatte, wird auch Hollstein „mit der obigen Namensform genannt“. Diese Formulierung entstammt einem abgedruckten Schreiben des Hessischen Staatsarchivs Marburg, in welchem dem Ortsvorsteher die wissenschaftliche Absicherung der Ersterwähnung und somit die Berechtigung, 1995 eine 800-Jahrfeier zu begehen, bestätigt wird. Es folgen dann Einzelabhandlungen unterschiedlicher Verfasser über den „ersten Fund in der Gemarkung Hollstein“, die Hollensteine in geologischer und mythologischer Betrachtung und ein Bericht über die „Dorflinde mit Halseisen“.

Wichtige Dokumente der Dorfentwicklung finden sich unter der Überschrift „Hufengüterverzeichnisse und Abgaberegister aus dem 14. bis 17. Jahrhundert“. Beginnend mit den Reichenbacher Amtsrechnungen von 1383, den Salbüchern der Stadt und des Amtes Lichtenau von 1454 und 1553 geht es weiter über das Hufen- und Güterverzeichnis des Amtes von 1592, die „Triftsteuer“ für die Schafhaltung, Bußgelder des Rügegerichts, bis hin zu Auswirkungen des 30jährigen Krieges auf das Dorf. Eine wichtige Quelle erschließt sich mit dem ersten Kirchenbuch des Kirchspiels Reichenbach, in dem der Pfarrer Ludolph am 15. Januar 1674 ein Verzeichnis aller konfirmierten und nicht konfirmierten Personen der „Fitial Holsteina“ erstellt hat. Dieser Abschnitt ist mit einem umfangreichen Anmerkungskatalog ausgestattet, der wichtige Ergänzungen zu den Teilbereichen nachliefert.

Von der gleichen Verfasserin stammt auch die informative Abhandlung über „Kirche und Pfarrei Hollstein in Dokumenten des 17. bis 19. Jahrhunderts“.

Aus der Rektifikationszeit berichten die „Special-Beschreibung der Dorffschafft Hollstein“, die „Dorfschaftskarte von 1755“ und das „Lager-, Stück- und Steuerbuch“ aus dem Jahre 1777 sowie das darauf fußende erste Kataster, wobei die Katasterfortschreibung bei jedem Haus den Bogen zur Gegenwart spannt.

Neben der Auflistung der Einwohnerzahlen ab 1529 (teilweise), der Greben, Bürgermeister und Ortsvorsteher sowie der „Evakuierten, Flüchtlinge und Heimatvertriebenen“ bildet der Abdruck der „Schulchronik“ einen weiteren Schwerpunkt. Es schließen sich Abhandlungen über die „Gemarkung“ und ihre „Flurnamen“ und die alten Straßenverbindungen in Nordhessen an. Auch die steinernen Zeugnisse der Vergangenheit wie „Steinstege und Brücken“ sowie das „Steinkreuz“ finden Erwähnung. Informativ sind die Berichte über die „Landwirtschaft in Hollstein“ und die „Kalköfen in der Gemarkung“.

Das dörfliche Leben spiegeln auch die Chroniken der „Freiwilligen Feuerwehr“, des „Gesangvereins“ und der „Spielvereinigung Hopfelde-Hollstein 1955 e.V.“ wider. Den Abschluß des Buches bilden die „Hollsteiner Zeittafel“, ein „Kleines Fotoalbum“ und der Rückblick auf die 800-Jahrfeier, ebenfalls mit reichhaltigem Bildmaterial. Auflockernd wirken die geschickt eingestreuten Presseartikel aus „Der Beobachter an der Losse“ und die Federzeichnungen von Konrad Schwalm.

„800 Jahre Hollstein“ ist ein Beispiel dafür, wie auch ein kleines Dorf durch engagierte Mitarbeiter seine Geschichte aufarbeiten und darstellen kann. Für die Stadt Hessisch Lichtenau dürfte dieser Band eine hervorragende Ergänzung ihrer eigenen, „neuen“ Ortsgeschichte sein. *Werner Wiegand*

Moch, Heinz: 700 Jahre Kloster Cornberg 1292/96 – 1996. Mit Hinweisen zur Geschichte des althessischen Adelsgeschlechts der Freiherren von Cornberg und der neuen Gemeinde Cornberg, hrsg. vom Heimat- und Verkehrsverein Cornberg e.V., Bad Hersfeld 1996, 53 S., 30 sw-Abb.

Der Versuch Heinz Mochs, des ehemaligen Bürgermeisters von Cornberg, zur 700-Jahr-Feier der zwischen 1990 und 1994 „revitalisierten“ Klosteranlage eine kurzgefaßte Kloster- und Ortsgeschichte vorzulegen, ist gelungen und anerkennenswert. Er beginnt seine Darstellung sehr geschickt mit einem Blick auf die wiederhergestellte und belebte Anlage, die nach der Aufgabe durch das Land Hessen und nach Auszug der letzten Pächterfamilie im Jahre 1964 zur Ruine zu verfallen drohte. Die mit Energie betriebene Wiederherstellung unter Einsatz von etwa 12 Mill. DM aus der öffentlichen Hand erbrachte der Gemeinde Cornberg ein ansehnliches Bürger- und Kulturzentrum mit einem ansprechenden Restaurant- und Hotelbetrieb.

Die Gesamtanlage ist heute – das macht Moch zu Recht deutlich – ein gelungenes Beispiel für denkmalpflegerische Arbeit und für eine sinnvolle Neunutzung.

Der Verfasser wendet sich dann der Geschichte des Klosters zu. Ausgangspunkt für die Cornberger Anlage war Bubenbach. Es lag etwa 1,5 km vom Ortsrand der heutigen Gemeinde entfernt. Moch läßt dann die mit der Verlegung nach Cornberg einsetzende Klostersgeschichte folgen. Sie endet mit der

Auflösung der Einrichtung während der Reformationszeit, geht in die Geschichte der Landgräflich-Fürstlichen Vogtei bis 1831 über und endet schließlich mit der Domänengeschichte im Jahre 1960.

Sehr verdienstvoll sind auch Mochs Ausführungen zum althessischen Adelsgeschlecht der Freiherren von Cornberg, die bis in die Gegenwart reichen und mit den noch lebenden Nachfahren bekannt machen. Sinnvoll schließt der Verfasser dann die Ortsgeschichte der noch jungen ehemaligen Bergbau-Gemeinde (erst 1938 entstanden) an. Ihre Wandlung und ihr Weg zur Großgemeinde führen den Leser wieder in die Gegenwart zurück. Mochs Darstellung endet mit Hinweisen auf das in der Klosteranlage geschaffene Buntsandstein-Museum und lädt den Leser zu einem Besuch ein.

Die Arbeit ist eine kurzgefaßte, gut lesbare Geschichte über das Kloster und die Großgemeinde Cornberg, die zuverlässig informiert. Ein kleiner Nachteil ist lediglich der fehlende Anmerkungsapparat. Sein Vorhandensein hätte das Bändchen auch für Fachhistoriker interessant gemacht und sicher die Lesbarkeit des Textes nicht nachteilig beeinträchtigt, wie immer wieder behauptet wird. Ein Hinweis auf die bei der Arbeit benutzten Quellen und die zitierte Literatur ermöglicht solide wissenschaftliche Weiterarbeit und sollte deshalb in keiner historischen Darstellung weggelassen werden.

Friedrich-Karl Baas

Kollmann, Karl (Red.): Stadt Eschwege. Geschichte der Stadt Eschwege. Eschwege: Selbstverlag der Kreisstadt Eschwege 1993. 530 S., zahlr. zumeist farbige Abb. Wertvolle Kartenwerke im Anhang.

Da sich in den letzten Jahrhunderten von Hoferock (1736), Hochhuth (1826), Schmincke (1857) bis Stendell (1922/23) zahlreiche Autoren mit der älteren Stadtgeschichte Eschweges befaßten, war es überfällig, besonders die Geschichte der letzten 200 Jahre fortzuschreiben. Nun ist es in einer ländlichen Kreisstadt aber auch schwierig, 23 Autoren und 47 Einzelbeiträge zusammenzubringen und die Bereiche der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte abzugrenzen, gleichzeitig aktuelle Forschungs-Aspekte wie Frauen, Juden, NS-Zeit, Stadtteile, Kulturdenkmalpflege oder Archäologie zu bündeln und die Gesamtansprüche zu wahren! Nach über sechsjähriger Arbeit liegen besonders in den Bereichen „Geschichte“ vom Archäologen Klaus Sippel zu spektakulären Grabungen in Eschwege-Niederhone, Karl Heinemeyer sowie Karl Kollmann zur Zeit bis zum Mittelalter reich bebilderte Forschungsberichte vor. Erich Hildebrand trägt eine Geschichte der Verfassung und Räte der alten Stadt bei, der in seinem Band „Eschwege im 18. Jahrhundert“, Kassel 1994 (Verein für hessische Geschichte und Landeskunde), als ein „Beitrag zur Geschichte einer Landstadt im hessen-kasselischen Hoch- und Spätabsolutismus“ die ersten Kapitel bildet. Ähnlich geht es mit dem dortigen Kapitel „XI Schulverhältnisse“, das man auch aus dem Band 97 der ZHG 1992, S. 55ff kennt und das nur mit S. 437f als Einleitung zum ... „Eschweger Schulwesen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“ abgedruckt wurde. Stattdessen gehen Fußnotenhinweise auf den Aufsatz von Klaus Döll zur Kirchengeschichte ein, der natürlich auch die „Schulinspektion“ in Eschwege kurz abhandelt. Dann schreibt anschließend der Amtsnachfolger von Hildebrand und derzeitige Schulleiter Herbert Fritsche über eine „Schule in ihrer Stadt“, gemeint ist damit eine Realschule und Progymnasium (1840–1918), später Friedrich-Wilhelm-Schule und Oberstufengymnasium, ohne daß dem Außenstehenden richtig klar wird, wo die Eschweger eigentlich „zum Gymnasium gingen“! Karl Kollmann bemüht sich erfolgreich im anschließenden Beitrag zum Mädchenschulwesen, zu dem bedeutenden Berufsschulbereich, dem Grund-, Sonder- und Sekundarschulsystem der Kreisstadt, aber auch über 100 Jahre einer jüdischen Schule usw. auf 24 Spalten einen aktuellen Überblick zu geben. Hier hätte eine Feinabstimmung bestimmt eine glücklichere Lösung des Gesamtkomplexes erbracht.

Außerdem bleibt in einer Stadt, die auch 50 Jahre durch die deutsche Teilung besonders geprägt war, der somit bedeutende Bereich des Bundesgrenzschutzes außen vor. Die Wirtschaftsbereiche wie Webereien, Sohlleder-, Brauerei- und Zuckerindustrie oder der Tabakanbau werden von Thomas S. Huck zu Beginn des Industriezeitalters erfaßt, der vorindustrielle Mühlensektor in der Eschweger Vorstadt wird weitgehend als Energieversorgungsbereich vor Einführung der Dampfkraft übergegangen. Gerade noch 1989 war ein beispielgebender Band des Geschichtsvereins Eschwege von Karl-Heinz Bintzer zu den aufsehenerregenden Mühlen „uffm Roste“ und zur „Herrschaftlichen Mühle“ erschienen, die als beklagenswerte Verluste an Denkmal- bzw. Bausubstanz in der Beikarte 8 zum Aufsatz von Gerhard Seib „Eschweger Kulturdenkmäler“ vermerkt sind. Allein 507 Abbrüche historischer Gebäude werden von Seib im Teilkapitel „Negative Denkmalliste – zerstörte Kulturdenkmäler“ als teilweise Kahlschlagsanierung ganzer Handwerkerviertel aufgelistet. Der gleiche Autor

untersucht auch das lokale berühmte Johannisfest und den Maienzug als das Großereignis im Frühsommer. Weitere Beiträge würdigen u. a. das Geld- und Zeitungswesen, Ehrenbürger und Honoratioren und Anna Maria Zimmer auf 34 Spalten die Juden in Eschwege (seit 1295). – Ein gewichtiger, prachtvoll ausgestatteter Band, der trotz einzelner Schwächen Zeichen setzt und seine Leser findet.

Siegfried Lotze

Neuber, Harald: Die Geschichte des Dorfes Bodes (Festschrift zur 600-Jahrfeier 1396–1996). Hrsg. v. d. Gemeinde Haunack 1996, VI + 200 S., 75 Abb.

Der Verfasser des Büchleins ist als regionalgeschichtlicher Autor bereits mehrfach ausgewiesen (vgl. ZHG 1993, S. 41 f. u. ZHG 1995, S. 274). Das kleine Dorf Bodes in der Nähe von Bad Hersfeld – 1996 zählt es gerade 206 Einwohner – ist an sich völlig unbedeutend. Dementsprechend war über seine geschichtliche Entwicklung bisher auch nur wenig bekannt. Umso erfreulicher, daß Neuber dank der Mithilfe der Gemeinde mehrere Wochen im Staatsarchiv Marburg forschen konnte, so daß nun erstmals ein relativ sicherer Überblick über die ältere Geschichte des Ortes vorliegt.

Die archivalischen Quellen sind vergleichsweise recht gut, weil das Dorf jahrhundertlang im Grenzbereich verschiedener Herrschaften lag, von denen vor allem die Fuldaer Äbte und die Reichsritter von Buchenau um den Haupteinfluß in Bodes stritten. Doch auch die Abtei Hersfeld und später deren Rechtsnachfolger, die Landgrafen von Hessen-Kassel, beanspruchten Teile der kleinen Gemeinde.

Seine Ersterwähnung im späten Mittelalter verdankt Bodes einem Eintrag in ein Fuldaer Kopiar 1396. Damals erhielt Helia, Ehefrau eines Konrad von Aula, neben anderen Besitzungen auch ein Gut in Bodes als Lehen. Der etwas ungewöhnliche Vorgang, daß eine Frau und nicht der älteste Mann ihrer Familie diese Lehen empfing, läßt sich nach Neuber nicht mit letzter Sicherheit klären. Möglicherweise war sie das einzige noch lebende Mitglied ihres Geschlechtes und die in der Urkunde erwähnten Güter die Mitgift, die sie in ihre Ehe eingebracht hatte.

Neben den schon erwähnten Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Territorialherren um Einfluß in Bodes, die allesamt entsprechend der Quellenlage genau beschrieben werden, sind für den Regionalforscher von besonderem Interesse die Kapitel Landwirtschaft und landwirtschaftliche Kultur in der frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert. Doch auch das 20. Jahrhundert wird ausgiebig behandelt, und zwar mit Hilfe der Schulchronik von Bodes. Neuber ist sich bewußt, daß die Aufzeichnungen des Bodeser Lehrers besonders für die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft sehr subjektiv gehalten sind. Er nimmt die mit dieser zeitgenössischen Berichterstattung verbundene Sichtweise aber bewußt in Kauf, weil sie die Stimmung dieser Jahre, den „Zeitgeist“ der Mehrheit der Dorfbewohner so am besten wiedergebe.

Zahlreiche Fotos und ein ausführlicher Anmerkungsteil ergänzen die sorgfältig gearbeitete Festschrift.

Waldemar Zillinger

Bingsohn, Wilhelm: Stadt im Territorium. Studien zur Wirtschafts-, Sozial- und Verfassungsgeschichte der Stadt Gießen 1630–1730 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 103), Bd. 1: Darstellung, 535 S., Bd. 2: Grafiken und Tabellen, 259 S., Darmstadt und Marburg: Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen 1996, kart., DM 84,- (ISBN 3-88443-194-3/195-1).

Die vorliegende Arbeit wurde 1991 von der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät der Tübinger Eberhard-Karls-Universität als Dissertation angenommen und danach stilistisch und geringfügig inhaltlich überarbeitet. Auf der Grundlage ungedruckter Quellen im Stadt- und Universitätsarchiv Gießen und im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt sowie der umfangreichen Sekundärliteratur kann der Verf. die wirtschafts-, sozial- und verfassungsgeschichtlichen Entwicklungsstadien der oberhessischen Stadt Gießen zwischen 1630 und 1730 transparent machen. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen das städtische Areal und der Grundstücksmarkt, die Landstadt und der Kapitalmarkt unter dem Aspekt der Auflösung agrarstruktureller sozialer Beziehungen, historisch-demographische Fluktuationen über Raum und Zeit und das Verhältnis von Stadt und Umland. Das Ziel der Arbeit ist

weniger eine erschöpfende verfassungsrechtliche Darstellung des Verhältnisses der einzelnen sozialen Gruppen untereinander und zur Stadt als das Aufzeigen der Faktoren, die die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Bürger bestimmt haben.

Das Aufgehen verschiedener umliegender Dörfer in der Stadt Gießen macht verständlich, daß diese trotz zunehmender Urbanisierung bis ins 19. Jahrhundert noch agrarischen Charakter aufwies. Das zeigt sich auch in der lange beibehaltenen Benennung der vier Stadtviertel (Quartiere) nach den Herkunftsgemeinden. Aufschlußreich sind die Ausführungen über die Gießener und oberhessischen Erbgewohnheiten. Gießen lag nur wenig südlich der Linie, die das Gebiet mit Anerbenrecht, d. h. die Hofgüter gingen geschlossen von den Eltern auf den Erben über, von dem mit Realerbteilungsrecht - die Güter wurden hier zu gleichen Teilen auf die erbberechtigten Kinder der Hofbesitzer aufgeteilt - trennte, ein Umstand, der das Entstehen erbrechtlicher Mischformen in der Stadt und ihrem Umland begünstigte. Ein Beispiel dafür sind häufiger vorgenommene Zwischenlösungen, die zwar das Prinzip der Realteilungen beibehielten, dennoch aber die Aufteilung von Gütern vermeiden und sich somit in Richtung Anerbenrecht bewegten, wobei die Vermittlung in Form des Geldes erfolgte. Wichtige Kriterien für soziale und wirtschaftliche Veränderungen in der Gießener Bürgerschaft sieht der Verf. im Grundbesitz und Grundbesitzwechsel, wobei dem Immobilienmarkt besondere Bedeutung zukommt. Er kommt hier zu dem Ergebnis, daß für derartige Käufe und Verkäufe nicht nur die jeweilige wirtschaftliche Konjunktur, sondern auch sozialtopographische Aspekte wichtig waren, die anhand des Hausbesitzes die Stellung bestimmter Schichten innerhalb der städtischen Sozialstruktur aufzeigen. So befanden sich die am höchsten bewerteten Häuser mit drei bis fünf Stockwerken im Zentrum der Stadt innerhalb des ersten, im späten Mittelalter entstandenen Mauerringes. Die mittleren Hauspreislagen mit zwei oder drei Stockwerken gruppieren sich entlang der Hauptverkehrsstraßen von den vier Stadttoren in Richtung Innenstadt, und die zu den niedrigsten Preisen gehandelten ein- oder zweistöckigen Häuser standen in den Nebengassen. Ein wichtiges Ergebnis der Betrachtung des Immobilienmarktes ist, daß die Konsolidierung der Eigentumsverhältnisse in den Nebengassen begann und sich von dort in die Hauptstraßen und das Zentrum ausdehnte, wo sie sich mit Ausnahme der Innenstadt bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts hielt. Insgesamt läßt sich eine recht schwache Einbindung Gießener Bürger und Einwohner in die überlokalen Eigentumsverhältnisse erkennen. Interessant ist auch der Einfluß des Vegetationszyklus auf den Gießener Immobilien- und Kapitalmarkt. So waren die Immobilienverkäufe im Januar am geringsten, um dann im Frühjahr rasch anzusteigen.

Einen wichtigen Grund für die Wandlung der Kreditformen und -beziehungen in Gießen sieht der Verf. in den einschneidenden strukturellen Veränderungen innerhalb des hessischen Territoriums seit Beginn des 16. Jahrhunderts, wo an die Stelle der geistlichen und adligen Beamten zunehmend Bedienstete aus bürgerlichen Kreisen traten, die ihre Einkünfte aus der landesherrlichen Besoldung erhielten. Zur Versorgung ihrer hinterlassenen Witwen und Waisen wurden besondere Kästen eingerichtet, deren Grundlage nicht mehr agrarwirtschaftlich nutzbare Güter, sondern Kapitalstöcke bildeten, aus deren Zinserträgen die notwendigen Ausgaben bestritten wurden. Anders als früher lag nun die Trägerschaft der Entwicklung des Kreditwesens in erster Linie bei den landesherrlichen Bediensteten, bei den Angehörigen der Universität und des Militärs und erst dann bei bürgerschaftlichen Haushalten. Auf das Geldgeschäft und die Kreditvergabe wirkte sich auch die enge personelle und wirtschaftliche Verbindung eines Teils der Gießener Professorenschaft mit Frankfurter Kaufmannsfamilien aus.

Im folgenden werden die historisch-demographischen Fluktuationen in Gießen ausführlich behandelt. Wegen der enormen Bevölkerungsverluste während der Pestkatastrophen im Dreißigjährigen Krieg und der außerordentlich hohen Bevölkerungsüberschüsse seit den 1670er Jahren hatte das demographische Geschehen in der Stadt Gießen einen sehr dynamischen Charakter. Gerade die Bevölkerung der Innenstadt paßte sich flexibel den jeweiligen ökonomischen und sozialen Wechseln an, was sich vor allem in ihrem Heiratsverhalten und den Geburtenzahlen zeigt. Dieses abwägende Verhalten ist auch bei den städtischen und landesherrlichen Obrigkeiten erkennbar, indem sie unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg die Aufnahme von weniger vermögenden Neubürgern förderten und sich am Ende des 17. Jahrhunderts diesen gegenüber eher abweisend verhielten.

Im Kapitel „Stadt und Umland“ kommt der Verf. zu dem Ergebnis, daß lokale ökonomische und soziale Prozesse sowie regionale und überregionale Rahmenbedingungen im historischen Geschehen der Stadt Gießen zusammengewirkt haben. Maßgebende Faktoren waren hier das gleichzeitige Wachsen der an das Land gerichteten Versorgungsanforderungen der Stadt und der landesherrlichen Finanzforderungen an diese. Der Niedergang der landständischen Finanzverwaltung und soziale

Strukturveränderungen in Gießen selbst drückten zu mittelmäßig vermögenden Haushalten zählende Familien in die Nähe der städtischen Armut. Weil das Zweckbündnis zwischen Zentralbehörden und Bürgerschaft wegen der Interessendifferenzen rasch an sein Ende kam, wurde die städtische Verfassung wieder dem alten Zustand angenähert. Fraglich muß allerdings bleiben, ob es tatsächlich gewisse soziale und politische Parallelen zwischen den Entwicklungen an den Wenden vom 17. zum 18. und vom 18. zum 19. Jahrhundert gegeben hat. Diesem Problem sollte einmal gesondert nachgegangen werden.

Die durch umfangreiches statistisches Material ergänzte Arbeit Bingsohns vermittelt viele Erkenntnisse über die innerstädtischen Strukturen Gießens und deren Verknüpfung mit dem Umland, die nicht nur für die lokale, sondern auch für die überregionale Geschichte aufschlußreich sind. Es ist zu hoffen, daß die vom Verf. angekündigte Fortsetzung der Studie nach den gegebenen Gliederungsprinzipien bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts bald erscheint.

Stefan Hartmann

Zarges, Walter: Die Mühlen im Lengeltal. Ein Rundgang durch die Geschichte der Mühlen, der Müllerfamilien und ihres Handwerks. Frankenberger Hefte H.4. Zweigverein Frankenberg des VHG. Frankenberg: Verlag Kahm 1995. 88 S., 46 Abb., teilw. farbig.

Der kleine Lengelbach bei Frankenau trieb auf neun Kilometer Länge allein sieben Mahlmühlen, drei Schlag- und zwei Sägewerke an. Der Autor W. Zarges will, neben der Geschichte vieler Müllerfamilien, der Technik und Romantik der Anlagen, vor allem auch einen Wanderführer erstellen, der in die Biologie dieses teilweise als LSG und NSG geschützten schönen Mittelgebirgstales einführt. Da oberhalb der ehemaligen Scheuermühle die Jugendherberge in der Burg Hessenstein liegt, sind die Zielpersonen auszumachen, jedoch auch manchem Heimatfreund bringt das kleine Bändchen Informatives. So erfahren wir neben Müllern und Mühlen im Volksmund auch etwas über die alten Hohlmaße, Mahl- und Schlagsysteme, Dielenschnitter, die Grundherren Huhn zu Ellershausen, von Dersch und von Drach. Die Familien von der ältesten Lengelmühle (im 13. Jahrhundert beim Kloster Haina erwähnt), der Mittel- oder Kuchenmühle, der Bärenmühle, die auch Imker stellten, der Huhnmühle (nebst der Klause der Hugenottensiedlung Louisendorf) werden kurzweilig vorgestellt. Diese Einsiedelei spielt im Band Weber-Kellermann/Stolle: *Volksleben in Hessen* übrigens eine Rolle (*Der Wolf und die beiden Geißlein in der Klause*).

Ein ansprechendes neues Heft jener erfolgreichen Reihe, die von der Judengemeinde Frankenau über den Forellenfänger Dornseif und die Ederfischerei und den 30jährigen Krieg im Amt Frankenberg viel Geschichte im Detail bringt und Interesse an weiteren Bänden weckt.

Siegfried Lotze

Köhler, Jörg R.: Städtebau und Stadtpolitik im Wilhelminischen Frankfurt. Eine Sozialgeschichte. Frankfurt/M.: Verlag Kramer 1995, 354 S., 47 Abb. (Studien zur Frankfurter Geschichte, Bd. 37) (ISBN 3-7829-0457-5).

Betreut vom Schriftleiter Ltd. Archivdirektor i. R. Prof. Dr. Klötzer (Institut für Stadtgeschichte Frankfurt/M.) und im Auftrag des Frankfurter Vereins für Geschichte und Landeskunde in Verbindung mit der Frankfurter Historischen Kommission legt J.R. Köhler eine umfangreiche, mit reichlich Verweisen versehene und aus tiefem Quellenstudium schürfende Arbeit zu den gewaltigen Veränderungen der Stadtplanung unter Oberbürgermeister Franz Adickes (1891–1912) vor. Noch die Amtsvorgänger konnten sich – bei einem entsprechenden Selbstverständnis des Stadtbürgertums als Honoratiorengesellschaft – mit den industriellen Entwicklungsprozessen und dem Bedeutungsverlust als reichszentraler Börsenplatz nach der Reichsgründung nicht sachgerecht auseinandersetzen. Städtebauliche Vorgaben „vom Fluchtlinienplan zum Stadtentwicklungsplan“ begründeten Frankfurts Entwicklung zur modernen Großstadt. Die Bevölkerungsentwicklung und der Einzug der Industrie erforderten dringenden Handlungsbedarf, dem die Stadtpolitik unter Bürgerbeteiligung nachging, damit der Ausbau des Straßenbahnnetzes (1890–1910), die Neuordnung des urbanen Raumes und die „Integration nichtbürgerlicher Kreise“ Erfolg haben konnte. Statt *Mietskasernen* (in Frankfurt nur 11,7% gegenüber Berlin mit 42,4%) legte man sich auf „das Einzelhaus am Stadtrand“ fest.

Der Autor analysiert zuerst das Innenleben der Stadt und die Krisenerfahrung zu Beginn der Stadtplanung in der wilhelminischen Ära, um später zu untersuchen, warum bei unzureichender Entwicklung der Demokratie über Bezirksvereine – nicht Parteivereine – die Mitsprache gesucht wurde. Über die „Staffel-Bauordnung“, die „Straße als visuellen Erlebnisraum“, städtebauliche Perspektiven und die Boden- und Industriepolitik wird der Bogen geschlagen zur *Citybildung* und dem *Gang der Großstadt in die Region*. Am Schluß untersucht der Autor in einer abschließenden Betrachtung noch einmal den Wohnungsbau in städtebaulicher Hinsicht sowie das Spannungsfeld Stadtplanung und Bürgerbeteiligung.

Detailreiche Einzelvorgänge ergeben schon die gleichen baurechtlichen Streitfälle, die auch heute noch die Verwaltung beschäftigen, ob z. B. nachträglich eine schwarzerrichtete größere Garage (Lärm, Abgase) in einer besseren Wohngegend genehmigungsfähig ist oder einem Metzgermeister in alter Gemengelage eine Räucherei nach „Preußischem Landrecht“ in den neuen Wohnzonen verboten werden kann (S. 93 ff). Besonders für Planer, aber auch für Historiker, die lokal in die Tiefe gehen wollen, eine facettenreiche Arbeit zur Entwicklung des *alten Reiches Goldloch* im wilhelminischen Kaiserreich zur modernen Großstadt.

Siegfried Lotze

Brier, Helmut und Ute: Geographisches Register zur Dokumentation Brier/Dettmar „Kassel – Veränderungen einer Stadt. Photos und Karten 1928–1986 Bd. I u. II“. Kassel 1995. 93 S. und 7 Übersichtspläne.

In der Besprechung des 1986 erschienenen wichtigen Dokumentarwerks von Helmut Brier und Werner Dettmar zur zeitgeschichtlichen Entwicklung der Stadt Kassel hatte in der ZHG 1990 der Vf. einen Apparat mit Schlagwort- bzw. Konkordanzverzeichnis gewünscht. In mühevoller Arbeit haben nun Ute und Helmut Brier zu den Rundflügen über der historischen Stadt, zu den Karten und Photos ein geographisches Register erstellt. Unter Zugrundelegung der Adreßbücher seit 1928 und anderer Quellen des Stadtarchivs Kassel oder des Vermessungsamtes gelang es, neben Straßen und Plätzen sehr weitgehend auch Brücken, Grünanlagen und Wäldchen zu erfassen sowie Veränderungen bis September 1995 fortzuführen. Jetzt ist auch dem Ortsfremden oder jenem, der beruflich schnelle Informationen zu der seit 1943 völlig veränderten alten Hauptstadt Kurhessens benötigt, ein zuverlässiges Hilfsmittel an die Hand gegeben. Für diese Fleißarbeit ist den Autoren sehr zu danken.

Siegfried Lotze

Rund um den Kump – Geschichten aus dem alten Witz en h a u s e n, erzählt von Elfriede Krether mit Illustrationen von Karl Ludwig Dierksen, Witz en h a u s e n 1995, 132 S., zahlr. Abb. i. T. (Schriften des Werratalvereins Witz en h a u s e n, Heft 30).

Das hier anzuzeigende Heft 30 des Werratalvereins Witz en h a u s e n gibt Einblick in die Mundart und das Brauchtum der Landschaft an der unteren Werra, durch die bis heute die Grenze zwischen Hessen und Niedersachsen verläuft. Die Erzählerin der Geschichten aus dem alten Witz en h a u s e n, Elfriede Krether, knüpft an die Mundart-Geschichten des Druckereibesitzers und Herausgebers der Lokalzeitung „Witz en h a u s e r Kreisblatt“ Ferdinand Trautvetter (1880–1958) an, der seinerseits auf Erzählungen von Heinrich Eigenbrodt (1852–1940) zurückgegriffen hatte.

Das von Elfriede Krether hier präsentierte Repertoire ist breitgefächert. Der Leser läßt sich gern von dem Dämmerschoppen, Kinderstreichen, der Neujahrsnacht im „ahlen Witz en h a u s e n“ – von einem Feuerwerk war damals noch keine Rede –, der Hilfsbereitschaft und dem sozialen Empfinden des Sanitätsrates Dr. Platner, vom „Kesperpflücken“, das in der Kirschenstadt Witz en h a u s e n immer eine Rolle spielte, ganz im Gegensatz zum Karneval, der sich nicht als Volksfest in Witz en h a u s e n einbürgerte, und von der Höhe der Renten in den Dreißiger Jahren unterrichten, die gemessen an heute ausgesprochen niedrig waren. Viele Geschichten werden in Gedichtform wiedergegeben. Bereichert wird das Buch durch Volksmundsammlungen – gemeint sind damit vor allem alte Witz en h a u s e r Spitznamen – und durch ein Glossar von 2000 Wörtern der Witz en h a u s e r Mundart, wovon viele Begriffe heute kaum noch verstanden werden dürften. Als Beispiele seien „anwengen“ =

„anwenden“, „bedabbeln“ = „begreifen“, „biegestobbed“ = „versteckt“, „bluzzen“ = „rauchen“ und „Gegnerwele“ = „Genörgel“ genannt. Die Wörter des Glossars sind wie die Texte der Erzählungen und Gedichte Zeugnisse für den Mischcharakter der heute fast völlig ausgestorbenen Witzenhauser Mundart, fließen in diese doch Elemente des Rheinfränkischen, Ostmitteldeutschen und Niederdeutschen ein. Sprachforscher finden hier wichtiges Material für ihre Untersuchungen, die u. a. im Marburger Sprachatlas betrieben werden. So tritt die bereits angesprochene Grenzlandfunktion des Witzenhauser Raumes plastisch zutage, die indes nicht nur trennend, sondern auch verbindend gewesen ist.

Die Wiedergabe der Geschichten in heimatlicher Mundart identifiziert den Leser in besonderer Weise mit den Sorgen und Freuden der Menschen, die anders als heute von der Tradition und dem Brauchtum bestimmt gewesen sind. Trotz aller Erschütterungen verlief damals das Leben in der Kleinstadt Witzenhausen weitgehend in geordneten Bahnen. Wer allerdings genau liest, wird erkennen, daß es „die gute alte Zeit“ in Wirklichkeit nicht gegeben hat. Auch damals hatte man seine Nöte und Probleme, an deren Stelle heutzutage andere getreten sind.

Stefan Hartmann

Wiegand, Thomas: SZAUBERLAND. Bilder einer alten Stadt. Kassel: Jenior & Pressler 1995, 72 S., brosch., 28,- DM (ISBN 3-928172-45-X).

Der Photoband, der parallel zu einer ungewöhnlichen Ausstellung der Bilder im Eschweger Parkhaus erschien, will schockieren. Die zwischen 1980 und 1994 entstandenen Photos sind alle am frühen Morgen geschossen, was bereits ein Teil der Botschaft ist: Nicht der Mensch bestimmt die Entwicklung dieser Stadt (jeder Stadt?), sondern wirtschaftliche Überlegungen, ein Auto-Götzendienst, provinzielle Überzeugungen von Modernität und ein erbarmungsloser Fälschungswille haben sich der Umwelt bemächtigt. Bildern des Abbruchs alter historischer Baubestände stellt Thomas Wiegand alle jene Scheußlichkeiten gegenüber, die uns aus unseren eigenen Heimatorten schmerzlich bekannt sind: ausschließlich funktionale Supermärkte, Bauten und Schmuckobjekte aus Beton, überdimensionierte Hochhäuser neben Eigenheimeinöden, Kahlschlagstraßenfluchten, Kaufhausfassaden usf., dies alles, wenn man will, adrett, sauber, klar, praktisch, wirtschaftlich, aber eben schrecklich lebensfeindlich und unendlich tot.

Dem Band beigegeben sind Zitate sowohl aus älteren Quellen wie vor allem aus der Zeit der Entstehung der Photos, die in ihrer Reihung die Gründe und Voraussetzungen verschiedener Änderungen spiegeln, manchmal auch – im Rückblick – manchen Autor mit dem tatsächlichen Ergebnis seiner Vorschläge konfrontieren und ihn auf diese Weise bloßstellen. Vor allem aber und schonungslos werden die Stadtverwaltung und der Denkmalschutz als verantwortlich herausgestellt. Sicher – manche Wurzeln des heutigen, nüchternen Eschwege wurden schon in früherer Zeit, vor allem im 19. Jahrhundert gelegt. Die Photos von Thomas Wiegand klagen jedoch vor allem unsere Zeit an, die unfähig scheint, mit dem Erbe der Vergangenheit umzugehen.

„S/Zauberland“ ist für alle Fortschrittsgläubigen eine schrecklich-schöne, ganz kalte optische Dusche.

Helmut Burmeister

Eschwege. Ein Lesebuch. Die Stadt Eschwege einst und jetzt in Sagen und Geschichten, Erinnerungen und Berichten, Briefen und Gedichten. Hrsg. v. König, York-Egbert und Karl Kollmann. Husum: Husum Verlag 1996. 192 S., 18,80 DM (ISBN 3-88042-750-X).

„Ueber jede deutsche Stadt ist im Laufe der Jahrhunderte etwas zum Lobe oder auch Ablehnendes geschrieben worden, so natürlich auch über Eschwege. Wir haben daraufhin einmal einige geographische und andere Werke durchgesehen und haben dabei so gut wie keine ablehnende Zeile gefunden“, bemerkte im Eschweger Tageblatt vom 26. August 1939 Karl Dithmar in einem mit „Viel Lob und wenig Tadel“ betitelten Artikel. Nun, nach der Lektüre des nach demselben Prinzip aufgebauten Eschweger Lesebuches könnte Herrn Dithmar durchaus die eine oder andere weniger freundliche Textstelle entgegengehalten werden, doch *cum grano salis* bestätigen natürlich auch die von König und Kollmann kenntnisreich zusammengestellten Äußerungen mehr oder minder bedeutsamer Men-

schen über Eschwege das von Herrn Dithmar gezeichnete Bild. Dabei sind die Herausgeber bei der Konzeption des – mit den Kriterien der historisch-philologischen Wissenschaften nicht bewertbaren – Buches so verfahren, daß sie die – sich ganz unterschiedlich mit Eschwege auseinandersetzen – Texte nach bestimmten Aspekten vorsortiert und auf diese Weise verschiedene Rubriken geschaffen haben, in die dann die einzelnen Texte, Textauszüge, Lieder und Gedichte eingeordnet worden sind. So beginnt das Buch – nach einem knapp gehaltenen Vorwort, das die Intentionen der Herausgeber dennoch präzise beschreibt – mit einem mit „Gang durch die Geschichte/Historische Beschreibungen“ überschriebenen Kapitel, in dem Texte stehen, die sich mit der älteren und ältesten Geschichte des Ortes ebenso befassen, wie Auszüge aus solchen Texten, die sich mit der jüngsten Geschichte seit der Wiedervereinigung Deutschlands beschäftigen. Dem folgt ein Abschnitt über „Eindrücke und Ansichten“, der sich hauptsächlich mit dem äußeren Erscheinungsbild der Stadt befaßt, aber auch mit der „Lebens-Art“ ihrer Bewohner. In dem Kapitel „Berühmte Namen“ geht es um Äußerungen von Trägern derselben, die einst in Eschwege weilten und so die Stadt ein wenig an ihrem Glanze teilhaben ließen. Kontrastreich hebt sich davon der schon einmal gedruckte, jetzt in modifizierter Form erneut vorgelegte Aufsatz Hochhuths über die Stadt und ihre – und die ihrer Bewohner – Eigenarten ab. Das in dem Kapitel „Sagen – Geschichten – Lieder“ Gebotene beinhaltet keineswegs nur „Märchenhaftes“ in epischer oder prosaischer Form, vielmehr lassen die Texte deutlicher noch als die der anderen Kapitel die Heimatverbundenheit der Autorenschaft und ihre (mitunter kritische) Liebe zu der Stadt erkennen. Das Kapitel „Aus Volks- und Wirtschaftsleben“ vereint teils nur wenig bekannte Texte zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung der Stadt mit solchen zum von den Eschwegern heißgeliebten Johannistag, wobei es wohl dem besonderen Verhältnis der Eschweger zu diesem Fest zuzuschreiben ist, daß die diesbezüglichen Texte besonders umfangreich vertreten sind. Das Schlußkapitel heißt „Umgebung“. Hier geht es um landschaftliche Besonderheiten des Werratal. Quellennachweis und Inhaltsverzeichnis runden schließlich das belletristische Lesevergnügen ab.

Thomas Sergej Huck

Jüdische Geschichte / Nationalsozialismus

„... da dergleichen Geschäfte eigentlich durch große Konkurrenz gewinnen.“ Meyer Amschel Rothschild in Kassel. Mit Beiträgen von Fritz Backhaus, Esther Haß und Jutta Schuchard. Hrsg. von der Stadtparkasse Kassel 1994, 143 S. (Kassel trifft sich – Kassel erinnert sich in der Stadtparkasse).

Wenn Meyer Amschel Rothschild seine Geschäfte in heutiger Zeit betriebe, würde man ihn einen Investmentbanker nennen, und er wäre zweifelsohne einer jener Mächtigen, denen Tom Wolfe mit dem Wall-Street-Roman „Fegefeuer der Eitelkeiten“ und seinem Protagonisten, dem Rentenhändler Sherman McCoy, der sich selbst als *master of the universe* charakterisiert, ein Denkmal der ausgehenden achtziger Jahre setzte.

Nun lebte Rothschild aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und hatte – gemessen an dem damaligen Geschäftspotential – sicher einen ähnlich hohen Marktanteil wie die heute weltweit operierenden Brokerhäuser; daneben war er auch noch im kommerziellen Bankgeschäft überaus erfolgreich, so daß man sein Unternehmen durchaus als eine der bedeutendsten Universalbanken seiner Zeit einschätzen kann.

Leider – und das ist der einzige Mangel des vorgelegten Bandes – vermißt man Vergleiche mit anderen zu Rothschilds Zeit in Kassel, Frankfurt, ja Europa operierenden Bankhäusern, um sich eine Vorstellung von dem unaufhaltsamen Aufstieg des 1744 als Sohn eines Frankfurter Tuchhändlers der unteren Mittelschicht geborenen Bankiers zu machen, dessen Bankhaus auf die Entwicklung des gesamten europäischen Bankwesens einen entscheidenden Einfluß ausübte.

Fritz Backhaus, Mitarbeiter des Jüdischen Museums in Frankfurt am Main, das anlässlich des zweihundertfünfzigsten Geburtstags Rothschilds die Ausstellung „Die Rothschilds – Eine Europäische Familie“ eröffnete, schildert den Lebensweg des Bankiers, der insbesondere in Kassel durch die Verbindung zu Landgraf Wilhelm IX seinen Beginn nahm. Dieser war aufgrund der englischen Subsidienzahlungen in einer günstigen finanziellen Situation, die ihm in großem Stil die Geldanlage in Obligationen deutscher oder europäischer Adelshäuser erlaubte, für deren Plazierung und auch

Emission Rothschild sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits qualifiziert hatte. Zuvor hatte er sich bereits erfolgreich mit der Finanzierung von Heereslieferungen und Handelsgeschäften mit englischen Waren befaßt.

Ebenso lag nach der Flucht Wilhelms in 1806 die Verwaltung des vor den Franzosen in Sicherheit gebrachten Vermögens in den Händen der Rothschild-Familie, die damit jedoch auch über die notwendige Kapitalbasis zur Ausweitung ihrer Bankgeschäfte verfügte, ohne die die Rothschilds vielleicht nicht zu ihrer heutigen Bedeutung gelangt wären.

Bei seinem Tod im Jahre 1812 hatte Meyer Amschel Rothschild bereits seine fünf Söhne als gleichberechtigte Partner in das Geschäft aufgenommen und damit die Grundsätze des Bankhauses bis in die Gegenwart geprägt: Noch heute werden nur die Söhne und deren Nachkommen als Partner aufgenommen, Töchter und Schwiegersöhne sind ausgeschlossen. Aufbauend auf den Gewinnen aus den napoleonischen Jahren, konnten die Rothschilds zur wichtigsten Bank Europas aufsteigen, die Rolle, die Kassel dabei spielte, geriet jedoch zunehmend in den Hintergrund, waren doch die Geschäfte – auch aufgrund der Bedeutsamkeit der Finanzplätze – nunmehr zunehmend auf London und Paris gerichtet.

Der vorliegende Band wird ergänzt durch zwei weitere Beiträge. Esther Haß, Mitglied der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen und des Vorstands der Jüdischen Gemeinde Kassel, schildert in ihrem Beitrag „Vom Schutzjuden zum Bürger. Juden in der Residenzstadt Kassel zwischen 1800 und 1840“, wie sich die Situation der jüdischen Bevölkerung während der Regierungszeit von Jérôme als König von Westphalen durch Gleichberechtigung auszeichnete, die infolge der Restauration schlagartig verloren ging und erst auf dem mühsamen Weg der Emanzipation wiedererlangt werden sollte.

Jutta Schuchard, Kustodin der Sammlungen Stiftung Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur, befaßt sich in ihrem Beitrag „Die Kasseler Synagoge und ihre Architekten“ mit der Geschichte der Synagoge in Kassel unter baukünstlerischen Aspekten.

Die im Jahre 1839 eingeweihte Synagoge gehörte zu den ersten eigenständigen Lösungen der Bauaufgabe einer Synagoge – noch vor dem Dresdner Bau durch Gottfried Semper (1840) – und sollte Vorbild für weitere Häuser in Frankfurt, Mannheim, Gleiwitz, Linz u.a.m. werden. Mehrere Abbildungen über das gottesdienstliche Leben in der Synagoge runden den Beitrag ab.

Der vorliegende Band bietet in seiner Gesamtheit einen hervorragenden Einblick in das wirtschaftliche, politische und baukulturelle Leben der jüdischen Gemeinde Kassels im ausgehenden 18. und im aufstrebenden 19. Jahrhundert.

Christine Swoboda-Körner

Giesler, Horst: „Arbeitersportler schlägt Hitler“. Das Ende der Arbeitersportbewegung im Volksstaat Hessen. Münster, Hamburg 1995, 270 S.

Die vorliegende Fassung einer Dissertation an der Justus-Liebig-Universität Gießen hat zur Basis eine Examensarbeit über die Auflösung der Arbeitersportbewegung im Raum Gießen durch die Nationalsozialisten. Dieses Thema wurde bereits in mehreren lokal- und regionalgeschichtlichen Abhandlungen seit dem Beginn der 80er Jahre behandelt, so z. B. von den Autoren Bennet, Bernsdorf und Fischer.

Unter Auswertung von verstreut aufbewahrtem Archivmaterial strukturiert H. Giesler seine Untersuchung wie folgt:

1. Der Arbeitersport in Oberhessen, 2. Die Arbeitersportbewegung in der Endphase der Weimarer Republik, 3. Die Auflösung der Arbeitersportorganisationen in Hessen, 4. Die Verwertung des beschlagnahmten Vermögens, 5. Widerstandsformen.

Die Arbeitersportbewegung bleibt im Verlauf ihrer Geschichte von der Gründung im 19. Jahrhundert bis zur Auflösung 1933 immer ein weltanschaulicher und auch personeller Annex zur Parteilbewegung und kennt seit 1919 auch die ideologisch begründete Spaltung zwischen kommunistischen und sozialdemokratischen Organisationen. Mit langen Zitaten aus Funktionärsreden oder aus Presseberichten wird verdeutlicht, in welcher Weise diese Sportorganisationen in der Endphase der Weimarer Republik von den vorherrschenden Agitationsparolen, von dem verbalen Radikalismus der Eisernen Front in ihrem vergeblichen Kampf gegen die NSDAP und SA beeinflußt werden. Besonders dokumentiert Giesler die Politik der Polizeibehörden bei der Auflösung der sportlichen Vereine und bei der schrittweisen Aneignung der Vermögenswerte. Von wenigen Protestrufen oder -zeichen abgesehen, gab es keine „Widerstandsgruppe der Arbeitersportler“.

Der Dokumentenanhang (S. 195–270) umfaßt ca. 50 gut lesbare Dokumente, die aber nur über einzelne Aktionen, Fakten oder Inventare informieren, eine weitergehende Interpretation aber nicht erlauben. So wird eine Forschungslücke in der Lokalgeschichte von Oberhessen geschlossen und frühere parteipolitische Grundtendenzen auf Reichsebene werden bestätigt.

Volker Petri

Hein, Martin (Hrsg.): Kirche im Widerspruch. Die Rundbriefe des Bruderbundes Kurhessischer Pfarrer und der Bekennenden Kirche Kurhessen-Waldeck 1933–1935, Darmstadt 1996, ISBN 3-931849-00-7.

In der Reihe „Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte“ erschien jetzt im Band 2 unter dem Titel „Kirche im Widerspruch“ eine interessante Edition zur Geschichte der Kirche Kurhessen-Waldeck in der Frühphase der nationalsozialistischen Diktatur (1933–1935). Dr. Martin Hein, der Herausgeber dieses Bandes, hat es sich mit Unterstützung zahlreicher theologischer Mitarbeiter zur Aufgabe gemacht, die Rundbriefe des Bruderbundes Kurhessischer Pfarrer und der Bekennenden Kirche Kurhessen-Waldeck der Jahre 1933–1935 zu sammeln und, äußerst sorgfältig bearbeitet, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Durch diese Arbeit wird ein Prozeß initiiert, der in der Evangelischen Kirche Kurhessen-Waldeck im Vergleich zu anderen evangelischen Landeskirchen noch kaum in Gang gekommen ist, nämlich die wissenschaftliche Aufarbeitung des Verhältnisses der Evangelischen Kirche Kurhessen-Waldeck zum NS-Staat in den Jahren 1933–1935.

Daß gerade diese drei ersten Jahre der NS-Herrschaft ausgewählt wurden, hat gute Gründe: einerseits deshalb, weil in diesen Jahren die einschneidendsten Ereignisse in der Auseinandersetzung zwischen der Evangelischen Kirche Kurhessen-Waldeck und dem NS-Regime stattfanden, andererseits, weil ab Ende des Jahres 1935 der regelmäßige Versand der Rundschreiben durch die Reichspressekammer verboten wurde. Die vorliegende Edition erhebt somit also nicht den Anspruch, die vollständige Geschichte des Kirchenkampfes in Kurhessen-Waldeck aufzuarbeiten, sondern möchte Impulse setzen zu einer weiteren, sicherlich notwendigen Auseinandersetzung mit dem Thema „Die Evangelische Kirche in Kurhessen-Waldeck während des Dritten Reiches“, und dieser Aufgabe wird der umfangreiche Band (mit insgesamt 637 Seiten) auch voll gerecht. Es wurden 104 Rundbriefe gesammelt, die unter den kurhessischen Pfarrern, die sich dem Widerstand angeschlossen hatten (zunächst im Bruderbund Kurhessischer Pfarrer, ab August 1934 vor allem in der Bekennenden Kirche Kurhessen-Waldeck), in regelmäßigen Abständen versandt wurden und die einen ausgezeichneten Einblick in Denken und Organisationsstrukturen des kirchlichen Widerstandes in Kurhessen-Waldeck geben. Lobenswert erscheint insbesondere, daß – wie oben bereits angedeutet – die Briefe nicht nur gesammelt und abgedruckt wurden, sondern vom jeweiligen Bearbeiter mit zahlreichen Anmerkungen versehen wurden, in denen der Leser z. B. über wahrscheinliche Datierungen der Briefe (falls diese undatiert sind) informiert wird, aber auch viele weitere inhaltliche Informationen erhält, ohne die manche Einzelheiten der Briefe nicht verständlich wären.

Sehr hilfreich für den Leser, der zunächst einen Einblick in die Gesamthematik gewinnen möchte, bevor er sich der Lektüre der einzelnen Briefe zuwendet, ist die Einleitung, die den Quellen vorangestellt ist. Hier bettet Martin Hein die dargestellten Dokumente in den größeren Zusammenhang des kurhessischen Kirchenkampfes ein, erläutert die Spezifika des Widerstandes der Evangelischen Kirche in Kurhessen-Waldeck im Vergleich zu anderen Landeskirchen, grenzt den „Bruderbund Kurhessischer Pfarrer“ gegen die „Bekennende Kirche“ ab, legt den geographischen Schwerpunkt des Widerstandes in Kurhessen-Waldeck dar und erläutert schließlich, wie es zu dem Ende der Rundbriefe im Dezember 1935 kam. Die Lektüre dieser kurzen, sehr informativen Einleitung ist eine wichtige Voraussetzung, um die gesammelten Dokumente entsprechend einordnen und würdigen zu können.

Abgerundet wird die Edition durch ein ausführliches Literaturverzeichnis, das sowohl regionalgeschichtliche Untersuchungen zum Kirchenkampf in den einzelnen evangelischen Landeskirchen Deutschlands als auch wichtige allgemeine Werke zur Geschichte der Evangelischen Kirche während des Dritten Reiches dokumentiert. Nicht zuletzt möchte ich noch den Abschnitt „Biogramme“ erwähnen, in dem auf über 60 Seiten alphabetisch geordnet sehr sorgfältig der Lebenslauf all der Personen recherchiert wurde, die in einem der Rundbriefe erwähnt werden. Auch dieses Hilfsmittel erleichtert es dem Leser, zu einem tieferen Verständnis der einzelnen Quellen zu gelangen.

Insgesamt kann man daher resümieren, daß mit diesem Band ein wertvoller Beitrag zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte der Evangelischen Kirche Kurhessen-Waldeck zur Zeit des

Dritten Reiches geleistet wird. Es wäre wünschenswert, daß auf diesem Gebiet weitere intensive Untersuchungen vorgenommen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, denn es handelt sich hier um ein Thema, das, wie ich aus meiner täglichen Arbeit mit Schülern weiß, auf großes Interesse stößt, bei dem aber auch immer noch erschreckend viele Wissensdefizite festzustellen sind. Gerade der Weg über regionalgeschichtliche Studien stellt meiner Meinung nach einen sehr geeigneten Ansatz dar, das problematische, aber auch ungemein wichtige Thema „Die Kirchen und das Dritte Reich“ Schülern und vielen anderen interessierten Lesern nahezubringen und auch zum Nachdenken über die grundsätzliche, immer aktuelle Frage des Verhältnisses Kirche-Staat anzuregen.

Gabriele Eppler

Eberlein, Michael; Müller, Roland; Schöngarth, Michael; Werther, Thomas: Militärjustiz im Nationalsozialismus. Das Marburger Militärgericht. Hrsg. von der Geschichtswerkstatt Marburg e.V., Marburg 1994, 333 S., kartoniert, DM 19,- (ISBN 3-926295-06-6).

In der Vergangenheit hat sich kaum eine Legende so hartnäckig gehalten wie die von der Rechtsstaatlichkeit der deutschen Militärjustiz im Zweiten Weltkrieg. Bis heute wird sie von vermeintlich kompetenter Seite immer wieder beschworen und von Behörden herbeizitiert, wenn es gilt, die Kritik an Protagonisten der Militärjustiz sowie Entschädigungsansprüche verfolgter „Wehrkraftzersetzer“ oder Deserteure abzuwehren. Die Apologeten der Wehrmachtsjustiz, von denen viele bemerkenswerte Nachkriegskarrieren machten, behaupteten in diesem Zusammenhang sogar, Juristen seien alsbald nach Wiedereinführung der Militärjustiz 1933 gezielt in die Militärgerichtsbarkeit gegangen, weil sie dort gleichsam unter dem Schirm der Wehrmacht einen Freiraum gehabt hätten, in dem sie sich den Zumutungen der nationalsozialistischen Führung an die Justiz hätten entziehen können. Trotz aller Anstrengungen konnten die Kriegsgerichtsräte letzten Endes nicht verhindern, daß die kritische wissenschaftliche Forschung das von ihnen über Jahrzehnte hinweg gezeichnete „saubere“ Bild der Militärjustiz zerstörte. Die Zahl der von deutschen Militärgerichten im Zweiten Weltkrieg gefällten Todesurteile übersteigt bei weitem die Zahl aller Todesstrafen, die von Volksgerichtshof und Sondergerichten verhängt wurden. Aufgrund der detaillierten Untersuchungen von Manfred Messerschmid und Fritz Wüllner („Die Wehrmachtsjustiz im Dienste des Nationalsozialismus“, Baden-Baden 1987 und „Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung, ein grundlegender Forschungsbericht“, Baden-Baden 1991) kann davon ausgegangen werden, daß die Gesamtzahl aller von der Militärjustiz – hauptsächlich wegen Fahnenflucht und „Zersetzung der Wehrkraft“ – verhängten Todesurteile nicht unter 30.000 (hochgerechnet, einschließlich standrechtlicher Erschießungen sowie der Urteile gegen Zivilisten und Kriegsgefangene, sogar 50.000) lag, von denen etwa 20.000 vollstreckt wurden.

Über die konkrete Arbeit des Marburger Militärgerichts, das zwischen 1940 und 1945 bei über zweitausend Verfahren mit einem bestätigten Urteil oder einer rechtskräftigen Strafverbüßung in mindestens 93 Fällen die Todesstrafe aussprach, war bislang wenig bekannt. Licht in dieses dunkle Kapitel der Geschichte bringt der vorliegende, von Michael Eberlein, Roland Müller, Michael Schöngarth und Thomas Werther bearbeitete und von der Geschichtswerkstatt Marburg herausgegebene Band, der gleichsam exemplarisch am Beispiel des Marburger Kriegsgerichts einen systematischen Überblick über die Praxis der Militärjustiz im Nationalsozialismus gibt. Wie der Einleitung des Buches zu entnehmen ist, möchten die Autoren mit ihrer Untersuchung aufzeigen, welchen Maßstäben die Spruchpraxis der Militärrichter folgte, welchen Interessen sie diente und wie sie diese durchsetzten. Ferner geht es um die Beantwortung der Fragen, wie weit die richterliche Unabhängigkeit der Militärrichter tatsächlich reichte, inwieweit wirklich individuelle Schuld ermittelt wurde, wie weit der Arm der NSDAP – durch Parteimitgliedschaft der Richter, durch mehr oder weniger offene Handlungsweisungen – in die Militärgerichtsbarkeit hineinreichte und was aus den Opfern wurde und was sie zu Opfern gemacht hat.

Im ersten Kapitel – „Das Marburger Militärgericht im Dienst des Nationalsozialismus“ (S. 16–132) – zeichnet Michael Eberlein den Aufbau des militärgerichtlichen Verfolgungsapparates nach und macht die Anpassung der Spruchpraxis an den Kriegsverlauf deutlich. Der Autor weist dabei nach, daß sich die Praxis nicht nur durch eine richterliche Abhängigkeit von militärischen Kommando-behörden auszeichnete; die Militärrichter bewiesen vielmehr ein ganz eigenes Verfolgungsinteresse, das mitunter weit über das militärisch ‚Notwendige‘ und ‚Sinnvolle‘ hinausging.

Im zweiten Kapitel – „Die Konstruktion des ‚asozialen Tätertyps‘“ (S. 133–164) gehen Michael Schöngarth und Michael Eberlein der nationalsozialistischen Ideologie im Schuldspruch nach. Wie

die auf der Durchsicht der Marburger Militärgerichtsakten beruhenden Ausführungen der Autoren zeigen, bedienten sich die Richter in ihrer Spruchpraxis in starkem Maße „rassehygienischer“ Kategorien: Die Stigmatisierung von Angeklagten zu „Asozialen“ wurde zum Bestandteil der Schuld-feststellung im Strafverfahren, was für viele Deserteure und „Wehrkraftzersetzer“ das Todesurteil bedeutete.

Im dritten Kapitel – „Militärpsychiatrie vor Gericht“ (S. 165–243) – stellt Roland Müller die Praxis der Militärpsychiatrie und ihre Rolle im Zusammenhang militärgerichtlicher Verfolgung abweichenden Verhaltens dar. Die „Arztsoldaten“, wie sich die Militärpsychiater voller Stolz selbst nannten, hatten Angeklagte vor dem Militärgericht zu begutachten und waren dabei – das belegt Müller durch eine Fülle von Beispielen – stets darum bemüht, den psychisch dekompenzierten Soldaten, denen das Grauen des Krieges unmittelbarer war als das „Vaterland“, die Möglichkeit der Strafmilderung zu entziehen. Von daher bildete nach Einschätzung des Autors die Militärpsychiatrie „neben der Militärstrafjustiz die zweite wichtige Säule, auf der die Wehrgerechtigkeit ‚ruhte‘ und bis zum vollständigen militärischen Zusammenbruch auch zusammengehalten wurde.“ (S. 173)

Im vierten Kapitel – „Kriegsgefangene vor dem Marburger Militärgericht“ (S. 245–291) – beschreibt Thomas Werther detailliert die Praxis des Marburger Kriegsgerichts, wobei er nachzuvollziehen versucht, auf welchen gesetzlichen Grundlagen, mit welchem rassepolitischen Hintergrund und mit welchen Intentionen im Hinblick auf die jeweilige Kriegslage Marburger Wehrmächtsrichter über Kriegsgefangene urteilten. Desweiteren berichtet der Autor über diejenigen Kriegsgefangenen, für die die Militärjustiz nicht zuständig war, diejenigen also, die meist an Ort und Stelle erschossen wurden oder der „Sonderbehandlung“ der SS beziehungsweise der Gestapo unterlagen: ein Großteil der russischen und polnischen Soldaten. Die Offenlegung von zahlreichen Fallbeispielen macht hierbei auch die Lebensbedingungen deutlich, aus denen heraus die meisten „Straftaten“ erklärbar werden.

Im fünften, abschließenden Kapitel – „Kontinuitäten nach 1945“ (S. 293–324) – thematisiert Michael Eberlein nicht nur die persönliche Kontinuität des Justizwesens, sondern auch deren Folgen: Die ehemaligen Militärrichter, die unmittelbar nach 1945 wieder in den Staatsdienst gehoben wurden, formierten sich zur Lobby, um für die ‚richtige‘ Geschichtsschreibung in eigener Sache zu sorgen. Auf dem Hintergrund der von Eberlein gemachten Ausführungen wird deutlich, weshalb sich die Opfer der Militärjustiz die Anerkennung als Verfolgte des NS-Regimes gegen schwere Widerstände erkämpfen mußten und bis heute keinen Rechtsanspruch auf Entschädigung haben.

Die von Eberlein, Müller, Schöngarth und Werther vorgelegten Forschungsergebnisse und Dokumente, die neben der kritischen Analyse zeitgenössischer Veröffentlichungen vor allem auf der Auswertung von Archivalien aus dem Bundesarchiv, Abteilung Zentralnachweisstelle Kornelimünster (Aachen), dem Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, dem Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, dem Hessischen Staatsarchiv Marburg und dem Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (Kassel) beruhen, lassen keinen Zweifel daran, daß die Militärjustiz vor allem eine politische Justiz im Dienste der Stabilisierung der NS-Herrschaft und der Verlängerung des Krieges war, deren Urteile – gleich denen des Volksgerichtshofes – durchweg Unrechtsurteile waren. Zugleich belegen die für das Marburger Militärgericht ermittelten Zahlen an einem Einzelbeispiel, daß die von Messerschmidt und Wüllner berechneten Zahlen – die von Kritikern verschiedentlich in Zweifel gezogen wurden – keineswegs zu großzügig angesetzt waren. Es bleibt ein großes Verdienst der Autoren, mit ihrer wissenschaftlich fundierten Untersuchung, deren Bedeutung weit über die Grenzen Marburgs hinausreicht, etwas mehr Klarheit in ein immer noch dunkles Kapitel deutscher Justizgeschichte gebracht zu haben.

Hubert Kolling

Espelage, Gregor: „Friedland“ bei Hessisch Lichtenau. Geschichte einer Stadt und Sprengstofffabrik in der Zeit des Dritten Reiches. Bd. 1: Geschichte der Stadt Hessisch Lichtenau bis 1945, 168 S.; Bd. 2: Geschichte der Sprengstofffabrik Hessisch Lichtenau, 408 S., Hrsg.: Stadt Hessisch Lichtenau 1992/1994.

Die vorliegende Publikation beleuchtet die Geschichte Hessisch Lichtenaus im Dritten Reich, die in dem 1989 herausgegebenen Jubiläumsband „700 Jahre Hessisch Lichtenau“ nicht behandelt worden ist. Besonders eingehend wird im zweiten Band die ehemalige Sprengstofffabrik in der Gemarkung Hirschhagen betrachtet, die tiefe Einblicke in die Zwangs- und Kriegswirtschaft des NS-Regimes vermittelt. An der Bearbeitung des Werkes waren außer dem Autor Gregor Espelage Klaus-

Dieter Schlechte, der wichtige Dokumente und Belege gesammelt hat, und Dr. Georg Heyner, der Leiter der Arbeitsgruppe Hirschhagen, beteiligt. Die Stadt Hessisch Lichtenau übernahm die Herausgabe der verdienstvollen Veröffentlichung, die die Erinnerung an die zwölfjährige Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten wachhalten will, „um dem neuen Aufflammen menschenverachtender Gewalt in Deutschland zu begegnen“. Die Bezeichnung „Friedland“ dient als Tarnvokabel der rüstungswirtschaftlichen Planung im Dritten Reich für den Bau einer Sprengstofffabrik im heutigen Ortsteil Hirschhagen der nordhessischen Kleinstadt Hessisch Lichtenau, die nicht mit dem davon etwa 35 km entfernten Friedland bei Göttingen verwechselt werden darf. Auftraggeber für den Bau der Fabrik, die im Zweiten Weltkrieg zu den größten Sprengstoffwerken in Hitlerdeutschland gehörte, war das Oberkommando des Heeres. Als Eigentümer und Bauherr zeichneten die reichseigenen „Montan Industrierwerke GmbH“. Das Werk lieferte Bomben, Granaten, Minen und Kanonen für den von den NS-Machthabern entfesselten Angriffs- und Vernichtungskrieg und setzte in menschenverachtender Weise das Leben und die Gesundheit tausender deutscher und ausländischer Arbeitskräfte aufs Spiel. Die Anlage und Unterhaltung der Sprengstofffabrik führte zu zahlreichen negativen Veränderungen, die bis heute infolge giftiger Produktionsrückstände bei der Trinkwasserversorgung spürbar sind.

Der besondere Wert der gut lesbaren und übersichtlich gegliederten Arbeit beruht auf der Auswertung ungedruckter Quellen im Stadtarchiv Lichtenau, den Hessischen Staatsarchiven Marburg und Wiesbaden, dem Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg und dem Berliner Document Center. Wichtige Informationen lieferten auch Gesprächsprotokolle und Berichte von Zeitzeugen.

Im ersten Band liegt der Schwerpunkt auf der Stadt- und im zweiten auf der Werksgeschichte. Zunächst wird die Entwicklung Lichtenaus vom Ackerbürgerstädtchen zur Industriegemeinde beschrieben. Aufschlußreich ist der Hinweis, daß sich von 1920 bis 1950 die Einwohnerzahl Hessisch Lichtenaus mehr als verdoppelt hat (von 2060 auf 5400), was vor allem auf die Industrialisierung, Aufrüstung und die Kriegsfolgen zurückzuführen ist. Einen ersten Einschnitt im Leben der Landstadt brachte die 1932 erfolgte Verlegung der Textilfabrik Fröhlich und Wolff von Kassel nach Lichtenau. Dadurch veränderten sich die wirtschaftliche Struktur und das soziale Gefüge des Ortes erheblich.

Im folgenden wird ein Überblick über die politische Geschichte Hessisch Lichtenaus in der Weimarer Republik gegeben, wobei die damals tätigen Parteien, Vereine und Kampfverbände den Schwerpunkt bilden. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht die Ortsgruppe der NSDAP, die im Oktober 1929 von dem gelernten Steiger Peter Riemann gegründet worden war. Dieser blieb bis zu seinem Tod im Herbst 1942 Ortsgruppenführer der NSDAP. Sein Nachfolger wurde der stellvertretende Kreisleiter und Bürgermeister von Lichtenau, Julius Goebel. Wie andernorts stieg in Hessisch Lichtenau nach dem Erdrutschsieg der NSDAP im September 1930 die Mitgliederzahl der Ortsgruppe sprunghaft an. Sie verfügte auch über „Zellen“ in den benachbarten Dörfern Walburg, Fürstehagen und Retterode. In ihrer Gefolgschaft dominierten die Angehörigen agrarisch-mittelständischer Berufe. Interessante Einzelheiten kann der Verf. von den Motiven der NSDAP-Mitglieder, den Sturmabteilungen der Partei und dem Verlauf der Reichstagswahlen am Ende der Weimarer Republik berichten. In objektiver Weise zeichnet er die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten in Lichtenau nach, wobei der 30. Januar 1933 nicht der Abschluß, sondern der Anfang dieses Prozesses gewesen ist, wurden doch innerhalb weniger Monate sämtliche Grundrechte außer Kraft gesetzt und alle politischen Parteien außer der NSDAP verboten. Im ganzen entsteht ein plastisches Bild von der Errichtung der NS-Schreckensherrschaft, die sich in der rücksichtslosen Verfolgung politischer Gegner durch Schutzhaft und Sondergerichte und bald durch die Einweisung in Konzentrationslager dokumentierte.

Positiv ist zu bemerken, daß Espelage ausführlich auf das Phänomen des „Antisemitismus“ eingeht, wobei klargestellt werden muß, daß dieser Begriff erst seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts angewendet werden kann, weil der bis dahin bestehende Gegensatz zwischen Christen und Juden allein vom Kriterium des Glaubens und nicht von dem des Rassismus bestimmt worden ist. Der Verf. nennt viele Beispiele von der sich fortwährend verschärfenden Verfolgung und Diskriminierung der Juden in Hessisch Lichtenau, die für viele schließlich die Ermordung in den Konzentrationslagern brachte. Auch das Verhältnis der Kirche zum NS-Staat steht im Blickfeld der Betrachtung, wobei einige Pfarrer der „Bekennenden Kirche“ dem Ungeist der neuen Machthaber entgegentraten.

Ein eigenes Kapitel behandelt die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte unter Hervorhebung der immer stärker erkennbaren Wendung zur Aufrüstung und Kriegswirtschaft. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kam es zunehmend zum Einsatz ausländischer Zwangsarbeiter im Raum Lichtenau, unter denen zunächst die Polen – ihr Land war das erste Opfer der nationalsozialistischen Aggression – am zahlreichsten waren. Von Interesse sind auch die vielen Informationen über das

klein- und mittelständische Gewerbe, die Wohnraumentwicklung und die „Arisierung“ der Firma Fröhlich und Wolff. Akribisch zeichnet Espelage die Stimmungskurven in der Bevölkerung von 1939 bis 1945 nach, die im Zusammenhang mit den Nachrichten von der Front und dem wachsenden Terror seitens der Partei und ihrer Gefolgsleute gesehen werden müssen.

Im zweiten Band werden die Planung und der Bau der Sprengstofffabrik bei Lichtenau, die Technik und Chemie der Sprengstoffherstellung und die damit verbundenen Produktions- und Energieprobleme geschildert. An vielen Beispielen wird verdeutlicht, in welchem Maße sich der Kriegsverlauf an allen Fronten auf die Produktion und die Arbeitskräfte der Fabrik ausgewirkt hat. Aufgrund der Nachweisungen der Fabrikleitung waren von Dezember 1942 bis Februar 1944 durchschnittlich 4313 Personen im Werk eingesetzt. Ausfälle wurden durch Überstellungen aus dem Justizgefangenenlager Breitenau und dem KZ Auschwitz ausgeglichen. Der Ausländeranteil in der Lichtenauer Sprengstofffabrik betrug über 50 Prozent und lag damit in etwa auf dem Niveau der NS-Sprengstoffindustrie. Erwähnenswert ist, daß das zum „Musterbetrieb“ erklärte Werk seine Produktionsaufträge oft nur unzureichend erfüllen konnte. Die 1942 auf Betreiben Albert Speers erfolgte Organisationsänderung in der Rüstungswirtschaft konnte nur wenig daran ändern.

Ausführlich werden die negativen Auswirkungen der Zwangsarbeit beleuchtet, die mit dem Namen des Thüringer Gauleiters Fritz Sauckel verbunden sind. Wichtige Hinweise gibt die bei der Stadt Hessisch Lichtenau geführte Ausländerkartei, die von 1940 bis 1945 den Zugang von 3061 ausländischen Arbeitskräften verzeichnet. Nicht erfaßt sind die Namen der ungarischen Frauen, die als verfolgte Jüdinnen und KZ-Insassen im Herbst 1944 zum Arbeitseinsatz nach Hessisch Lichtenau verschleppt worden waren. Zahlenmäßig an der Spitze standen Zwangsarbeiter aus Holland, der Sowjetunion und Polen. Die französischen und italienischen Arbeiter waren zumeist Kriegsgefangene. Dadurch konnte allerdings der gravierende Facharbeitermangel nicht behoben werden. Der seit dem Sommer 1944 sichtbare große Einbruch der Sprengstoffherzeugung war auch auf die zunehmenden alliierten Luftangriffe zurückzuführen. Auch der Raum Lichtenau war davon betroffen, hatte doch die britische Luftwaffe von der Existenz der dortigen Sprengstofffabrik Kenntnis.

Wissenswertes berichtet der Verf. über die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeitskräfte im Lichtenauer Werk. Es gab eine Reihe von Lagern, die zeitweise katastrophal überbelegt waren. Die erbärmlichsten Unterkünfte waren für polnische und sowjetische Arbeiter bestimmt und befanden sich in den Lagern Esche-Holz, Steinbach und Föhren. Der menschenverachtenden Einstellung des Regimes entsprach, daß die Arbeitsschutzmaßnahmen der Produktionsquantität untergeordnet wurden. Es ist daher kaum verwunderlich, daß in der Sprengstofffabrik Lichtenau knapp 19 Prozent der Arbeiter bei Unfällen ums Leben kamen. Am höchsten war die Zahl der Opfer bei den oft verheerenden Explosionen, wobei das Hauptinteresse der Verantwortlichen dem möglichst schnellen Wiederaufbau galt. Besonders drastisch waren die „Sonderbestimmungen“ für Ostarbeiter, die selbst kleinste „Vergehen“ mit Todesstrafe bedrohten. Ihnen war der Umgang mit der deutschen Zivilbevölkerung strikt untersagt, was sich auch auf den Besuch des Freibads erstreckte. Häufig kam es zur Einweisung in Konzentrationslager, wo viele ein qualvolles Ende fanden.

Abschließend wird das Kriegsende in Hessisch Lichtenau betrachtet. Nach der Befreiung durch die Amerikaner kam es zu zahlreichen Plünderungsaktionen der Lagerinsassen, die offiziell als „Displaced Persons“ bezeichnet wurden. An mehreren Beispielen wird das von der Militärregierung veranlaßte Entnazifizierungsverfahren bei der Spruchkammer Witzenhausen beschrieben, das zwischen Hauptschuldigen, Aktivisten, Minderbelasteten, Mitläufern und Entlasteten unterschied. Die Sprengstofffabrik Lichtenau wurde demontiert, wobei die Maschinen als Reparationsleistungen in acht verschiedene Länder gingen. Verzeichnisse der Explosionsopfer und der sonstigen tödlichen Arbeitsunfälle sowie eine Übersicht über die Bau-, Montage- und Lieferfirmen für die Sprengstofffabrik runden die reichillustrierte Publikation ab, die uns am Beispiel Lichtenaus und der dortigen für die Rüstungsindustrie tätigen Anlagen einen besonders plastischen Einblick in die Schreckenszeit des Dritten Reiches gewährt, die sich niemals wiederholen darf.

Stefan Hartmann

Grötecke, Johannes: Edertalsperre, Wiederaufbau nach der Zerstörung 1943–1945. Marburg: Jonas Verlag 1996. 128 S., 67 Abb., 28,- DM.

Die Geschichte der Zerstörung der drittgrößten deutschen Talsperre war eines der spektakulärsten Ereignisse der britischen Luftoffensive, zugleich folgte eine der größten und bisher wenig erforschten Wiederaufbauleistungen des Zweiten Weltkriegs. Diese Arbeit gibt einen Einblick in die Leistungs-

fähigkeit und die Kriegseinsätze der *Organisation Todt* (OT), die binnen weniger Wochen 7.000 ausländische Zwangsarbeiter vom „Atlantikwall“ zum „Ruhreinsatz“ befahl und an die zerstörten Talsperren von Möhne und Eder warf. Die beauftragte Firma Philipp Holzmann AG (Frankfurt/M.) hatte allein unter dieser Leitung 1.500 bis 2.500 Männer unterschiedlicher Nationalität im Einsatz: von *IMIs* (ital. Militärinternierte) über sowjetische Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter, „Halbjuden“, OT-Arbeiter aus französischen Kolonien, bis hin zu den bessergestellten Flamen reichte die Bandbreite. Erfahrungen beim vorhergehenden und schnellen Wiederaufbau des Staudamms von Saporoschje (UdSSR, 1941 durch die Rote Armee gesprengt, binnen eines Jahres durch die OT wiedererstellt, 10 Monate später von der Wehrmacht wieder zerstört!) konnten am Waldecker Grauwacke-Damm eingebracht werden. Niederländische OT-Zimmerleute bauten ein 50 m hohes Holzgerüst am Staudamm, Zwangsarbeiter brachen Steine im alten Steinbruch von Bringhausen, die per Schmalspurbahn an den Mauerfuß gefahren wurden – im Sommer glich das gesamte zerstörte Edertal bald einer riesigen Baustelle.

Als 1908 bis August 1914 vom gleichen Baugeschäft „als letzter Gigant der Kaiserzeit“ (Bezirksdenkmalpfleger Michael Neumann. In: *Denkmalpflege in Hessen 1/95*, S. 55 ff) der Staudamm fertiggestellt war, hatten schon damals viele Ausländer wie Italiener, Kroaten, Polen und andere Slaven mitgewirkt, den großen Natursteinkörper zu errichten. Die drei Dörfer Berich, Bringhausen und Asel nebst Gehöften und den bekannten Montanstandorten Bericher Hütte, Vornhagener und Niederwerber Hammer verschwanden in den Fluten. Zu Zeiten des Ersten Weltkriegs galt die unten 36 m dicke, 47 m hohe und an der Krone 400 m lange Talsperre als die größte Europas. Um die Ruhrregion und andere „Waffenschmieden“ sowie die Wasserversorgung der Weser und des Mittelkanals zu treffen, wurde die „Schlacht um die Ruhr“ am 16./17. Mai 1943 im Sinne der Konferenz von Casablanca auch als „hemmungsloser Luftterror“ gegen die Zivilbevölkerung und deren Hab und Gut geführt. So starben in diesen Nächten 1.400 Menschen in den Wasserfluten, allein 800 osteuropäische Zwangsarbeiter in einem Lager am Möhnesee. Daß im Edertal „nur“ 68 Menschenleben zu beklagen waren, ist wohl einem spontan inszenierten privaten Telefonalarm zu verdanken, den der Hemfurther Bürgermeister Ochse ausgelöst hatte. Ein Schutz durch Flak usw. wurde erst hinterher installiert! Der kurzfristige Ausfall von 400 MW Kraftwerksleistung, der nach „wenigen Stunden wieder behoben war“, zeigte die kriegswirtschaftliche Sinnlosigkeit der Bombardierung. Das hinderte in Großbritannien die überlebenden Flieger nicht, bis heute den Jahrestag zu feiern (HNA vom 16. 5. 1993). Das Verschweigen zu Kriegszeiten, bei gleichzeitiger *Heroisierung der Alliierten* – Elisabeth II adelte den Erfinder der speziellen Rollbomben – und die *Überkompensation nach 1945* zeigen die Bandbreite der Rezeption. Der NS-Forscher Grötecke, ein Mitarbeiter der Gedenkstätte Breitenau und der Bad Wildunger Museen, fußt auf Ermittlungen von H. Euler zum „Wasserkrieg“, aber auch sehr gründlich auf zugänglichen Archivalien – besonders zur OT und nachgeschalteten Baustäben, die gnadenlos, besonders von den eingesetzten schlecht ernährten Zwangsarbeitern, eine Höchstleistung beim Wiederaufbau verlangten. So gab es ein besonders brutal geführtes *Straflager der OT* in Hemfurth, ein *Arbeitserziehungslager* (AEL) Affoldern (Polizeigewahrsam oder Außenstelle des KZ Buchenwald?) und ein *Gestapo-Anhaltelager Edersee für jüdische Mischlinge* aus dem Sudetenland. Wo es Quellen zum Wiederaufbau nicht gab, wurden mit der *Oral-History-Methode* Lücken geschlossen. Zu Holzmann-Arbeitern, die auch Breitenau-Häftlinge waren, zwangsverpflichteten „Halbjuden“, bleiben u. a. quellenbedingte Lücken, die aber auch den Rahmen der ohnehin aufschlußreichen Arbeit gesprengt hätten. Eine mit 326 Anmerkungen und einem ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnis versehene, gut lesbare Arbeit zur Technik-, Zeit- und Regionalgeschichte.

Siegfried Lotze

Jatho, Jörg-Peter: Das Gießener „Freitagskränzchen“. Dokumente zum Mißlingen einer Geschichtslegende – zugleich ein Beispiel für die Entsorgung des Nationalsozialismus. Fulda: Uhlenpiegel-Verlag 1995, 229 S., kart.

Am 6. Februar 1942 verhaftet die Polizei nach Hinweisen einer Spitzelin eine Gruppe von Gießener Bürgern, die zuvor mehrfach gemeinsam Feindsender im Radio gehört hatten. Aus diesem „Freitagskränzchen“, das sich in der Wohnung des Orientalisten Dr. Alfred Kaufmann traf, kamen später drei Personen zu Tode: der Kunstmaler Heinrich Will, dessen jüdische Ehefrau Elisabeth, sowie der Pfarrer Ernst Steiner. Kaufmann, der Kopf der Gruppe, wurde zwar vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, dann aber zu lebenslanger Haft begnadigt.

Bereits 1993 tobte in Gießen aus Anlaß einer Gedenkausstellung zum 50. Todestag des von den Nationalsozialisten hingerichteten Malers Heinrich Will in Zeitungsartikeln, Leserbriefen und Flugblättern ein heftiger Meinungskampf. Strittig war und ist die geschichtliche Einordnung dieses Künstlers, dem von offizieller Seite ein Helden-Mythos verliehen wurde, obgleich er dem NS-Apparat durchaus nahe stand: Er war NSDAP-Mitglied und Bezirksleiter des Reichskartells der Bildenden Künste für den Bezirk Oberhessen.

Der Disput offenbart beispielhaft, daß eine grundlegende Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit der Universitätsstadt noch nicht in befriedigendem Umfang erfolgt ist. Hier gibt das Buch des streitbaren Autors Jatho einen wichtigen Impuls: Der Verfasser unternimmt den Versuch, mit der Vorlage von Quellenmaterial nachzuweisen, daß das Abhören eines sog. Feindsenders allein noch keine Form des Widerstandes darstellt – was wiederum bis heute von Teilen einer bürgerlichen Elite Gießens heftig bestritten wird.

Bis ins Detail – leider auch auf Kosten der Lesbarkeit des Textes, wenn allzu viele Anmerkungen gemacht werden – breitet Jatho Aktenauszüge und Vernehmungsprotokolle der Gestapo aus. Er beweist mit Akribie, daß bei Musik, Plauderei und gutem Essen vom „Freitagskränzchen“ auch nicht der Ansatz eines verschwörerischen Impulses ausging. Von einem oppositionellen Zirkel, der in Verkennung der Umstände schon mit der „Weißen Rose“ verglichen worden war, kann demnach keine Rede sein. Der Autor entlarvt eine Geschichtslegende.

Erklärtes Ziel des Verfassers ist es aber auch, die Hintergründe einer an diesem Beispiel deutlich werdenden, beschämenden Art von Vergangenheitsbewältigung aufzuhellen. Er möchte ein von der „örtlichen Historiographie dominiertes (...)“, unter dem Deckmantel historischer Objektivität“ verbreitetes Geschichtsbild korrigieren. Eine fragwürdige Rolle kommt im Geflecht von „untereinander vernetzten Honoratiorengruppen“ und Nachkommen einstiger NS-Größen der Stadt aus Jathos Sicht auch den Verantwortlichen im Oberhessischen Geschichtsverein zu. Ihnen wirft er Legendenbildung vor, wenn sie unbeirrt die Verstrickung eines großen Teils der Bevölkerung in den Nazismus leugneten und aus (geistigen) Tätern durch „Weißwäscherei“ Opfer machten, um auch in der damaligen NS-Hochburg Gießen Formen bürgerlichen Widerstands aufspüren und präsentieren zu können.

Auf eine Einführung folgen zwölf Thesen des Autors und die dazugehörigen Analysen historischer Überlieferungen, Dokumente und ein Presseanhang. Aufschlußreich und beweiskräftig ist außerdem das Personen- und Verbandsregister, das eine Fülle von Informationen enthält. Ratsam als Einstieg in das Thema des Buches sind die politischen Biographien von Alfred Kaufmann, Heinrich Will und Ernst Steiner.

Dirk Baas

Giere, Jacqueline, Salamander, Rahel: Ein Leben aufs Neu – Das Robinson-Album. DP-Lager: Juden auf deutschem Boden 1945–1948. (Schriftenreihe des Fritz-Bauer-Instituts, Bd. 8) Wien: Christian Brandstätter 1995, 128 S. mit 132 Abb. (ISBN 3-85447-576-4).

Kesper, Dieter E.: „Unsere Hoffnung“ – Das Schicksal Überlebender des Holocaust im Spiegel einer Lagerzeitung von 1946, hrsg. von Bewohnern des Lagers für „Displaced Persons“ auf dem Gelände des ehemaligen Militärflugplatzes in Eschwege. Mit Bemerkungen zum historischen Rahmen von Alfred Wirkner. Eschwege: Peter Kluthe Verlag 1996, 152 S. mit zahlr. Abb.

Widmet sich die Ortsgeschichtsschreibung auch allmählich dem Leben unter und mit dem Nationalsozialismus und der Eingliederung der Flüchtlinge, so hat das Leben in den Lagern nach Kriegsende doch noch nicht oft Interesse gefunden. Lager für „Displaced Persons“ (DP) waren an vielen Orten, häufig in ehemaligen Kasernen, eingerichtet und wurden durch die Flüchtlingsorganisation der UNO „United Nations Relief and Rehabilitation Administration“ (UNRRA), in deren Auftrag oft Amerikaner, aber auch Norweger und Schweizer handelten, betreut. Esten, Letten und Litauer, die ihre Heimat im Gefolge der deutschen Wehrmacht verlassen hatten, waren in den Lagern ebenso wie ehemalige Zwangsarbeiter aus osteuropäischen Staaten, die auf eine Auswanderung nach USA, Kanada, Südamerika und in andere Staaten hofften. Juden, die die Vernichtungslager überlebt hatten oder die vor antisemitischen Exzessen in Polen ab Frühjahr 1946 geflohen waren, erwarteten in den Lagern die Weiterreise nach Übersee oder nach Palästina. Angesichts der Differenzen der Alliierten über die Politik gegenüber diesen Personengruppen war die überwiegende Mehrzahl der Lager in der amerikanisch besetzten Zone. In Nordhessen waren Lager z. B. in Eschwege, Eschenstruth, Fritzlar, Fulda, Hess. Lichtenau, Hofgeismar, Holzhausen (Ringgau), Kassel, Marburg, Merxhausen, Schwarzenborn, Schwebda (Schloß Wolfsbrunnen) und Ziegenhain. Wenig ist über das Leben in diesen Lagern bekannt, obwohl viele Kontakte zwischen den Lagerbewohnern und den „Einheimischen“ bestanden. Noch ist es nicht zu spät, Zeitzeugen, die in und mit den Lagern arbeiteten, zu

befragen. Die beiden hier anzuzeigenden Bücher sind wertvolle Quellen für das Leben in dem Eschweger Flugplatz-Lager und in dem Lager Frankfurt-Zeilsheim. Kespers Suche nach Calsheim (S. 11) und Zalsheim (S. 95) löst sich damit auf, es ist Zeilsheim, das anders ausgesprochen wurde.

Kesper druckt die Nummern 1 bis 17 der jiddischsprachigen Lagerzeitung im Original und einzelne Artikel in Hochdeutsch ab. Von anderen Artikeln gibt er entsprechende Inhaltsangaben. Als eines der letzten DP-Lager erhielt das Eschweger Lager seine Zeitung „Undzer Hofenung“, die am 4. Juni 1946 erstmals erschien und mit Nummer 50 am 27. November 1947 ihr Erscheinen einstellte. Die Zeitung spiegelt das Lagerleben mit Arbeit, Sport und Theaterleben wider. Die Vorbereitung auf ein Leben in Palästina hatte eine große Bedeutung; dieser erhofften Zukunft dienten Hebräisch-Sprachkurse im Lager, erst spät sind Teile der Zeitung in Hebräisch gedruckt. Die große Politik – mit einem Besuch von David Ben Gurion im Lager (15. Oktober 1946) und dem Streit zwischen Amerikanern und Briten um die Einwanderungsquote (100 000 Einreiseerlaubnisse) nach Palästina – hatte eine geringere Bedeutung. Neben dem New Yorker YIVO-Institut besitzt das Zentrum für Antisemitismusforschung an der Technischen Universität Berlin einen Mikrofilm mit allen Ausgaben dieser, aber auch anderer, Lagerzeitungen. Vielleicht haben auch die örtlichen Zeitungsarchive Einzelstücke, denn die Zeitungen wurden jeweils bei der örtlichen Zeitung gedruckt. Jacqueline Dewell Giere wurde 1993 an der Universität Frankfurt/Main mit einer Arbeit über diese Lagerzeitungen promoviert und hat ihre Arbeit unter dem Titel „Wir sind unterwegs, aber nicht in der Wüste“ als Dissertationsdruck veröffentlicht. Es wäre zu wünschen, wenn diese Arbeit als Buchhandelsausgabe erschiene. Frau Giere hat das Album des Fotografen Ephraim Robinson († 1985), der drei Jahre in dem DP-Lager Frankfurt-Zeilsheim lebte und fotografierte, herausgegeben. In dem Album ist das Alltagsleben des Lagers eindrucksvoll dokumentiert. Große Besucher wie Eleanor Roosevelt, die Witwe des amerikanischen Präsidenten, besuchten das Lager, aber auch sie konnten den größten Wunsch nicht erfüllen: das Lager möglichst bald für die Reise in das Land des endgültigen Aufenthalts zu verlassen.

Ulrich-Dieter Oppitz

Quellen zu Widerstand und Verfolgung unter der NS-Diktatur in hessischen Archiven, hrsg. von dem Hessischen Hauptarchiv Wiesbaden. Bearbeitet von Bauch, Eichler, Eisenbach, Engelke u. Form. – Wiesbaden 1995, 232 S.

Dieses Quellenverzeichnis entstand im Rahmen des Dokumentationsprojektes „Widerstand und Verfolgung unter dem Nationalsozialismus in Hessen“, das von allen Fraktionen unter der Führung der SPD im Hessischen Landtag 1988 beschlossen wurde. Seine Durchführung oblag dem Hessischen Hauptarchiv.

Das Verzeichnis erfaßt die entsprechenden Bestände der drei hessischen Staatsarchive, der Stadtarchive und kirchlicher Institutionen (katholische Sammlungen in Fulda und Limburg sowie der evangelischen Dekanate). Dazu kommen die Bestände einer Reihe von besonderen Dokumentationsstellen, z. B. des Internationalen Suchdienstes in Arolsen oder des Hauptarchivs der Deutschen Jugendbewegung.

Die Autoren beschreiben zunächst einmal die Entwicklung des jeweiligen Zuständigkeitsbereichs der Staatsarchive, dann die allgemeine Qualität und Quantität der gelagerten Bestände. Immer wieder werden die Lücken und Verluste hervorgehoben, die auf Kriegseinwirkungen zurückzuführen sind, beispielsweise die Bestandslage der Stadt und des Kreises Kassel. Obwohl auf die Existenz von einer Anzahl Bänden in einem Sachgebiet hingewiesen wird, so muß der Forscher sich vor Ort doch ein Bild von der Qualität der Archivalien machen. Besonders hilfreich ist die Angabe von sog. „Findbüchern“ zu bestimmten Gemeinden oder Sachgebieten. Zwecks persönlicher Anmeldung oder wegen des Einholens von Informationen ist die Angabe von Telefonnummern der Stadtarchive besonders nützlich.

Was die Sachgebiete betrifft, so werden fast alle Feinde der NSDAP (Parteien, Gruppen) seit 1933 erfaßt, besonders die Verfolgung von Juden, Sinti und Roma dokumentarisch aufgelistet, aber auch Unterlagen zur Behandlung und Überwachung von ausländischen Arbeitern, Kriegsgefangenen, Schutzhäftlingen etc. aufgenommen. Auch die Problemkreise der „Euthanasie“ finden angemessenen Raum.

Haben sich in den Angaben Fehler eingeschlichen, so wird dies der Benutzer zuerst feststellen können. Auf jeden Fall sollte diese „Orientierungshilfe“ in Museen, Bibliotheken, Forschungseinrichtungen einen festen Platz erhalten.

Volker Petri

Windhöfel, Lutz: Paul Westheim und Das Kunstblatt – Eine Zeitschrift und ihr Herausgeber in der Weimarer Republik. (Dissertationen zur Kunstgeschichte, 35), Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 1995, X, 409 S., 8 Abb., 78,- DM.

Als 1963 der Kunstkritiker Paul Westheim bei einem Besuch in Berlin starb, endete das Leben eines Wegbereiters der Kunst des Jahrhundertanfangs in der Stadt, in der er zwischen 1906 und 1933 wirkte. 1886 in Eschwege geboren, arbeitete er zwischen 1901 und 1906 in Darmstadt und Frankfurt, bevor er 1906 nach Berlin ging. 1933 zur Emigration gezwungen, lebte er bis 1941 in Frankreich, bevor ihm die Weiterflucht nach Mexiko gelang, welches Land er erst 1963 zu der Reise nach Berlin verließ. Windhöfel zeigt in seiner kunsthistorischen Dissertation, die 1989 in Heidelberg angenommen wurde, den Lebenslauf nach und widmet sich besonders der Zeit, in der Westheim das „Kunstblatt“ als meinungsbildendes Monatsblatt in Fragen der bildenden Kunst und der Architektur herausgab (1919–1933). Die materialreiche Darstellung verdankt vieles der großzügigen Unterstützung des Verfassers durch Frau Mariana Frenk-Westheim, der Witwe (Mexiko-Stadt). Der Verfasser zeigt in seiner Studie überzeugend auf, welche Bedeutung Paul Westheim, wie auch Herwarth Walden, bei allen persönlichen Differenzen für die Durchsetzung der damaligen modernen Künstler hatten. Ihre Bemühungen wurden durch die aufgeschlossenen Leiter öffentlicher Kunstsammlungen unterstützt, die durch Ankäufe die Künstler motivierten. Als die Banausen mit dem Unwort der „entarteten Kunst“ herrschten, mußten Künstler, Mittler und Museumsleute leiden. Nicht untypisch ist es, daß der langjährige Eschweger Bürgermeister Beuermann (NSDAP) an seinem Wirkungsort einer Straße seinen Namen gibt, Westheim in seinem Geburtsort dieser Ehre nicht für wert befunden wird. Bei seiner Berlinreise, die ihm den Tod brachte, wollte Westheim auch seine Heimatstadt besuchen, zu der er noch manche Bindungen hatte. Hieran erinnert der „Freundeskreis Paul Westheim“, dessen Arbeit Windhöfel dankbar anerkennt. Die verdienstvolle Bibliographie verzeichnet Westheims Arbeiten bis 1933 mit einer beeindruckenden Themenvielfalt. Die Arbeit wird im ganzen ihrem Thema gerecht, jedoch würde auch Westheim, der „täglich mit dem Wort zu wirtschaften“ (S. 96) hatte, die äußere Form vernichtend beurteilen. Schreibfehler sind so häufig, daß sie die Lektüre zu einem Ärgernis werden lassen (z. B. Verfielfältigung, S. 329; Standartwerke, S. 216; Gewermuseumum, S. 308; Metalitäten, S. 260). Ein Verlagslektorat scheint für diese Reihe nicht zuständig zu sein. Das hat Westheim nicht verdient! Das Register hat offensichtlich ein Computer erstellt und niemand nachgearbeitet. „Graf Kessler, Harry“ und „Großherzog Ernst Ludwig“ sucht kaum jemand an diesen Stellen. „Schikele“ ist René Schickele und „Gauthier“ wohl der Romancier Jean-Jaques Gautier. „Lehnbach“ ist Franz von Lenbach. „Besson“ war George Besson und „E. J. Gumbel“ ist der Darmstädter Professor Emil J. Gumbel. Solche Flüchtigkeiten sind geeignet, an der sonstigen Darstellung, die nicht so einfach zu prüfen ist, Zweifel zu schüren, hoffentlich unberechtigt.

Ulrich-Dieter Oppitz

Bayer, Erich und Wende, Frank: Wörterbuch zur Geschichte. Begriffe und Fachausdrücke. Stuttgart, Kröner 1995, 5. neugest. und erw. Aufl., 596 S., 43,- DM (ISBN 3-520-28905-9).

Mit der 5. Auflage des „Wörterbuchs zur Geschichte“ bietet der Kröner-Verlag wieder den Zugriff auf ein Fachbuch, das ein vorzügliches Arbeitsmittel im Handapparat jeden Forschers und Wissenschaftlers darstellt. Das Vorwort zur 1. Auflage 1960 – eine Art Selbstrezension mit Aufweis aller Vorzüge und Verwendungsmöglichkeiten – nennt zu Recht „interessierte Leser, Studenten, Lehrer, Kenner von Rang“ als die wahrscheinlichen Benutzer. Die 5. Auflage fügt 150 neue Stichwörter zum Bestand hinzu, so daß der Leser 4.200 Lemmata (Verlagszählung) zur Bearbeitung seiner Themen zur Verfügung hat. Die Verweispraxis wurde geändert, indem der Hinweispfeil nur noch dann Verwendung findet, wenn der weitere Artikel tatsächlich ergänzende Informationen bereithält; die älteren Sammelartikel wurden, um den Zugriff zu erleichtern, in Einzelstichwörter zerlegt.

Das primär auf die europäische Geschichte bezogene Werk hat mit der 5. Auflage erneut Ergänzungen erfahren, z. B. durch benutzte, auch jüngste Sekundärliteratur (bis 1994); Hinweise darauf sind fast jedem der Artikel beigegeben. Eine Merkwürdigkeit fiel auf – das Stichwort „Hugenotten“ ist vorhanden, der Begriff „Waldenser“ fehlt, ansonsten ist der Band ein empfehlenswertes, praxisorientiertes Arbeitsmaterial.

Helmut Burmeister

Persönlichkeiten

Steinhauer, Burkhard: Erasmus Alberus – ein treuer Weggefährte Martin Luthers. Biographie des Wetterauer Reformators Erasmus Alberus (um 1500–1553). – Niddaer Geschichtsblätter, Heft 3, Nidda 1995, 87 S., 28 sw-Abb.

Rechtzeitig zum Luther-Jahr 1995 legte das Niddaer Heimatmuseum eine zweite Publikation zur Reformationsgeschichte vor. Heft 2 der Reihe „Niddaer Geschichtsblätter“ befaßte sich mit den Reformatoren Pistorius Niddanus, Vater und Sohn. Jetzt folgt eine Darstellung, die sich kritisch mit dem in der Literatur bereits bekannten Erasmus Alberus befaßt.

Alberus hat sich als Theologe und Dichter einen Namen gemacht. Er steht als Liederdichter zwischen seinem Lehrer Luther und dem drei Generationen jüngeren Paul Gerhardt. Bekannt wurde Alberus auch als Fabeldichter.

Das Verdienst des Autors der kleinen Schrift besteht darin, nach einer intensiven Auseinandersetzung mit den Originalschriften Alberus', seine Biographie und auch bereits publizierte Sachaussagen zum Werk des Reformators zu korrigieren und zu erweitern. Neben dieser sach- und textkritischen Arbeit steht der Versuch, die Bedeutung des Luther-Schülers erneut ins Bewußtsein zu heben, was auch gelingt.

Sehr verdienstvoll ist weiter die Erarbeitung einer Zeittafel zur Biographie und eines Werkverzeichnisses der Publikationen des Reformators, ebenso anerkennenswert sind die in Auswahl beigegebenen Besprechungen der Werke Alberus' und die Titelblätter.

Insgesamt vermittelt die Darstellung ein eindrucksvolles Bild vom unsteten Wander- und Arbeitsleben eines Theologen der Reformationszeit, in der sich die junge Kirche erst noch festigen mußte. Kritisch anzumerken ist, ohne dadurch den Wert der Arbeit zu schmälern, daß vor der Drucklegung etwas kritischer hätte Korrektur gelesen werden sollen. Auch erschwert an manchen Stellen der Darstellungstil das Lesen etwas.

Friedrich-Karl Baas

Lemberg, Margret: Eine Königin ohne Reich. Das Leben der Winterkönigin Elisabeth Stuart und ihre Briefe nach Hessen. Marburg: N.G. Elwert Verlag 1996, 138 S., 39,- DM (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 46) (ISBN 3-7708-1060-0).

Mit der vorliegenden Arbeit werden bisher unveröffentlichte Briefe der Pfalzgräfin Elisabeth (1596–1662) ediert. Vorangestellt ist eine Lebensbeschreibung, die mehr als zwei Drittel des Buches umfaßt und damit über eine Einführung hinausgeht. Elisabeth Stuart, die Tochter des englischen Königs Jacob I., heiratete als 17jährige den Pfalzgrafen Friedrich V. (1596–1632), später der ‚Winterkönig‘ genannt. Nach einigen Ehejahren in der Residenz in Heidelberg folgte eine kurze Regentschaft Friedrichs V. als König in Böhmen, die mit der Schlacht am Weißen Berg endete. Für Elisabeth Stuart schloß sich eine Exilzeit in Den Haag an, die 40 Jahre dauern sollte.

Die Autorin schildert das Leben einer Königstochter in ihr fremden Ländern und ordnet die Biographie in den zeitgenössischen politischen Rahmen ein. Dabei erstaunt es nicht, daß Elisabeth Stuart sich ausgiebig den höfischen Vergnügungen widmete, lebte sie doch die meiste Zeit im Exil und hatte wenig Gelegenheit, ihre Qualitäten als ‚Landesmutter‘ unter Beweis zu stellen. Als Stuartprinzessin hatte sie Anspruch auf eine standesgemäße Lebensführung, wenn dies auch zur ständigen Verschuldung führte. Beim Tod des Pfalzgrafen war Elisabeth Stuart 36 Jahre alt, ihre dynastischen Aufgaben hatte sie erfüllt: Sie brachte 13 Kinder zur Welt, von denen allerdings vier das zehnte Lebensjahr nicht erreichten. Die Autorin beschreibt den Ausbildungsgang der Kinder und deren teilweise recht turbulenten Lebensweg. Während ihrer 30 Jahre dauernden Witwenzeit bemühte sich Elisabeth Stuart verstärkt um die Restitution der Pfalz, um damit ihre und die Zukunft ihrer Kinder zu sichern. Dies gelang im Rahmen des Westfälischen Friedens, und Kurfürst Karl Ludwig übernahm die Landesherrschaft in der Pfalz. Elisabeth Stuarts Lebenssituation veränderte sich damit nicht, denn so, wie der neue Pfalzgraf sich weigerte, seinem Bruder Ruprecht einige Ämter zu überlassen, so lehnte er es ab, einen Witwensitz für seine Mutter einzurichten. Mit der Wiedereinführung der englischen Monarchie 1660 stieg die Hoffnung der noch immer im Exil in Den Haag lebenden Pfalzgräfin auf eine Wiederkehr nach England. 1661 übersiedelte sie schließlich nach England, wo sie wenige Monate später starb.

Die Edition umfaßt 35 Briefe der Pfalzgräfin, die meisten davon in französischer Sprache. Sie verfaßte diese Briefe zwischen Oktober 1615 und Dezember 1661, wobei der überwiegende Teil nach 1632 – und damit in ihrer Witwenzeit – entstand. Ein kurzer biographischer Abriß der Briefpartner und Briefpartnerinnen leitet die Briefe ein: Es sind Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel, seine Ehefrau Landgräfin Amelie Elisabeth von Hanau-Münzenberg und ihr Sohn Wilhelm VI. Eine Reihe von Briefen an Landgraf Wilhelm V. dokumentiert, daß die Briefwechsel über Kondolenzbriefe, Glückwunschbriefe zu Geburten, Geburtstagen und Eheschließungen hinaus gingen und von der Einschätzung der zeitgenössischen militärischen Lage handeln. Besonders interessant sind zwei Briefe an die Landgräfin Amelie Elisabeth, in denen sie sich für die Freilassung ihrer in Gefangenschaft gekommenen Söhne Karl Ludwig und Ruprecht einsetzte, wie sich zeigt mit Erfolg. Im Anhang finden sich Kurzgenealogien der Häuser Stuart, Pfalz-Simmern und Hessen-Kassel, die die im Text vorkommenden Personen einordnen. Leider fehlen bei einigen Frauen die Lebensdaten. Ein übersichtlich gegliederter Personenindex erleichtert den raschen Zugriff.

Die Briefe wurden sorgfältig ediert und ergänzen damit bereits vorliegende Briefeditionen der Elisabeth Stuart. Die Lebensgeschichte der „Königin ohne Reich“ – wie es treffend im Titel heißt – macht die Grenzen der Lebensgestaltung für eine hochadelige Frau ohne eigenständige territoriale Herrschaftsbereiche deutlich, etwa im Gegensatz zu ihrer Briefpartnerin Landgräfin Amalie Elisabeth, die sich als vormundschaftliche Regentin politisch erfolgreich durchsetzen konnte. Für den Bereich der Frauen- und Geschlechtergeschichte bietet der Band Material für ein bisher vernachlässigtes Forschungsfeld, der Sozialgeschichte der hochadeligen Frauen in der Frühen Neuzeit. Lebendig und anschaulich geschrieben, ist dieser Band besonders für allgemein historisch und landeskundlich Interessierte geeignet.

Helga Zöttlein

Wenzel, Manfred (Hrsg.): Samuel Thomas Soemmerring in Kassel (1779–1784). Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Goethezeit. (Soemmerring-Forschungen. Beiträge zur Naturwissenschaft und Medizin der Neuzeit, Bd. IX) Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Stuttgart, Jena, New York: Gustav-Fischer-Verlag 1994, 483 S., zahlr. Abb. i. T. (ISBN 3-437-11626-6).

Der vorliegende Band beleuchtet Soemmerrings Kasseler Zeit (1779–1784) unter verschiedenen Aspekten. Dadurch soll ein Zugang zu wesentlichen Fragen und Problemfeldern der Goethezeit eröffnet werden.

Zunächst gibt Manfred Wenzel einen Abriß der Lebensgeschichte Samuel Thomas Soemmerrings, der gemäß den Bildungsvorstellungen seiner Zeit an der Universität Göttingen ein Studium Generale absolvierte und dort über den Ursprung der Gehirnnerven promovierte. Ausgedehnte Reisen nach London und Amsterdam machten ihn mit namhaften Gelehrten wie John Hunter und Georg Forster bekannt. Am 15. Mai 1779 bewarb er sich um die Anatomieprofessur am vor wenigen Jahren reformierten Collegium Carolinum in Kassel, das damals unter der Regierung des aufgeklärt absolutistischen Landgrafen Friedrich II. (1760–1785) eine der glänzendsten Epochen seiner Geschichte erlebte. Neben dem wirtschaftlichen Wiederaufbau Hessen-Kassels nach dem Siebenjährigen Krieg standen Einrichtungen der Wohlfahrt und Gesundheitspflege im Blickpunkt des Landgrafen. So ordnete Friedrich II. 1772 den Bau der Charité an, die mittellose Kranke aus dem Raum Kassel aufnehmen sollte. Ein weiterer Schwerpunkt war die Förderung der Wissenschaften und Künste, wozu die Umwandlung des Collegiums Carolinum in eine eigenständige Hochschule und die Gründung der Gesellschaft der Altertümer gehörten.

Danach betrachtet Eberhard Mey die Medizinische Fakultät des Collegiums Carolinum, das auf eine Initiative Landgraf Karls zurückgeht und 1709 seine Lehrtätigkeit aufnahm. Den Kern der Medizinischen Fakultät bildete das Collegium Medico-Chirurgicum, dem die Ausbildung der Regimentschirurgen für die hessische Armee oblag. Erst Friedrich II. betrieb zielstrebig den Ausbau des Collegiums Carolinum, wobei er sich an dem 1745 von Herzog Karl I. in Braunschweig gegründeten Collegium orientierte. Künftig sollten an der reformierten Kasseler Anstalt neben Ärzten und Chirurgen auch Bergwerksfachleute, Künstler und Architekten ausgebildet werden. Die kurze Blüte des Carolinums ging mit dem Tode Friedrichs II. (1785) zu Ende. Dessen Nachfolger Wilhelm IX. versetzte die meisten Professoren dieser Anstalt nach Marburg, was ihre Auflösung im Jahre 1791 vorprogrammierte.

Ulrike Enke befaßt sich mit Soemmerrings erster Professur am Collegium Carolinum. Zu seinen Hauptaufgaben gehörte die Lehre der Anatomie, die als Grundlage der medizinischen Wissenschaft galt. Begeistert lobte Soemmerring das neu eingerichtete „Anatomische Theatre bey dem Leipziger Thore“. Dabei handelte es sich um ein verputztes Fachwerkgebäude, das einen Massivbau vortäuschen sollte, ein zur Zeit Friedrichs II. durchaus übliches Verfahren, das vor allem an den neuen Gebäuden der Oberneustadt, die an der Stadtmauer lagen, Anwendung fand. Weil die Anatomie am menschlichen Körper demonstriert werden mußte, mußte die Versorgung mit *cadavera* gewährleistet sein. Erwähnenswert ist, daß Soemmerring während der Kasseler Jahre vier männliche Negerkörper seziierte. Darunter befand sich die Leiche des „Kammermohren“ Selim Schwartz, der „am 19. März 1780 ins Wasser der Fulda gegangen war“.

Sigrid Oehler-Klein stellt Soemmerrings Werk aus seiner Kasseler Zeit vor. Hervorzuheben ist hier seine Abhandlung „Über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer“, wobei er zu dem Ergebnis kommt, daß die Europäer über mehr verbleibende Hirnmasse und somit über größere geistige Fähigkeiten verfügen als die Schwarzen, die dafür eine bessere Ausbildung ihrer sinnlichen Kräfte besitzen. Soemmerring folgte dabei der zeitgenössischen Lehrmeinung, die den Neger näher an das Tierreich rückte und den Europäer höher in der Hierarchie der Natur plazierte. Dabei sind Parallelen zu Georg Forsters Programmschrift „Von den verschiedenen Racen der Menschen“ zu erkennen. Einige Beobachtungen Soemmerrings flossen in die Rassentheorie Gobineaus ein, die später der nationalsozialistischen Ideologie manche Pseudoargumente für ihren Rassenwahn lieferte. Weniger problematisch aus heutiger Sicht war Soemmerrings Rede „über die Schönheit der antiken Kinderköpfe“ vor der Gesellschaft der Altertümer in Kassel (1779).

Der folgende Beitrag von Ulrike Enke unterrichtet uns über die „Hessischen Beiträge zu Gelehrsamkeit und Kunst“. Sie erschienen nur in der Zeit von 1785 bis 1787 mit zwei Bänden im Umfang von jeweils etwa 700 Seiten. Der Initiator des Zeitschriftenprojekts war Georg Forster, der einige Jahre neben Georg Christoph Lichtenberg Mitherausgeber des seit 1780 erscheinenden „Göttin-gischen Magazins der Wissenschaften und Litteratur“ gewesen war. In der Vorrede zum ersten Jahrgang bekennen sich die Herausgeber zu einem vernunftorientierten aufklärerischen Denken. Wieweit die neue Zeitschrift hessische Bezüge hatte, zeigt sich in der Beschreibung des Museums Fridericianum in Kassel und in Reflexionen über den Ursprung der Salzquellen in der Wetterau und über das Betragen der gefangenen Hessen in Amerika.

Danach äußert sich Manfred Wenzel über den „Goethe-Elefanten“ in Kassel. Dabei handelte es sich um einen in der landgräflichen Menagerie lebenden indischen Elefanten, dessen Schädel Goethe 1784 für seine Zwischenkieferstudien entlieh. Von ihm ist eine Zeichnung Johann Heinrich Tischbeins d. J. überliefert. Goethe war bei seinem ersten Kassel-Aufenthalt im September 1779 auf den Elefanten aufmerksam geworden. Als dieser im folgenden Jahr nach einem Sturz vom steilen Auehang starb, nahm Soemmerring eine Sektion vor, wobei er sich bei der Herstellung der Präparate ganz auf das Skelett konzentrierte. Dieses ist heute noch im Naturkundemuseum (Ottoneum) zu sehen. Über Jahrzehnte trug es den Schädel eines afrikanischen Elefanten. Erst vor rund 20 Jahren konnte der Irrtum, untermauert durch Goethes Tafeln des Kasseler Elefanten, aufgeklärt und der richtige Schädel aufgesetzt werden. Goethe ließ kurz nach seiner Zwischenkieferentdeckung beim Menschen den Schädel von Soemmerring aus und schickte ihn nach der Anfertigung von Zeichnungen nach Kassel zurück.

Gleichfalls von Manfred Wenzel stammt ein Beitrag über die „Frühgeschichte der Ballonfahrt in Deutschland im Umfeld Soemmerrings“. Sie steht mit dem Ballonaufstieg der Brüder Montgolfier in Paris im Zusammenhang, den u. a. Georg Christoph Lichtenberg in Deutschland publik gemacht hatte. Von ihm erhielten Forster und Soemmerring die Anregung, sich intensiv mit Ballonversuchen zu befassen. Ihrem Engagement war es zu verdanken, daß am 18. November 1783, wohl vom Garten der neuen Anatomie am Leipziger Platz, der erste Freiluftballon in Deutschland aufstieg, dem im Mai 1784 ein weiterer beim Schloß Weißenstein folgte. Kurz darauf erlahmte indes das Interesse an derartigen Versuchen, weil sie nicht finanziert werden konnten.

Irmtraut Sahmland befaßt sich mit Soemmerring als Freimaurer und Rosenkreuzer in Kassel. Bereits während seines England-Aufenthalts 1778 war Soemmerring in die Londoner „Lodge of Lights No. 142“ eingetreten. Nach der Übernahme einer Professur am Kasseler Carolinum wurde er von Forster in die Loge „Zum gekrönten Löwen“ eingeführt, der vorwiegend höhere Beamte und Militärs angehörten. Intensiver betätigte sich Soemmerring jedoch im Orden der Gold- und Rosenkreuzer, der eine Geheimgesellschaft besonderer Art darstellte. Seine Mitglieder schlossen sich in festen Zirkeln zusammen, die die profane Maurerei der anderen Logen als Vorstufe zu ihrer Tätigkeit betrachteten.

Abschließend stellt Ulrike Enke Soemmerrings Stammbuch aus den Jahren 1774–1804 vor, das sich in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main befindet. Es enthält viele Eintragungen und Widmungen namhafter Gelehrter, auch aus Mainz und Frankfurt, wo sich Soemmerring nach seinem Weggang aus Kassel im Oktober 1784 hauptsächlich aufhielt.

Ein detailliertes Personen-, Orts- und Sachregister erschließt den inhaltsreichen Band, der am Beispiel Soemmerrings die engen Verknüpfungen der Residenzstadt Kassel mit der deutschen und europäischen Kultur- und Geistesgeschichte sichtbar macht.

Stefan Hartmann

Soemmerring, Samuel Thomas: Rezensionen für die Göttingischen gelehrten Anzeigen. Gesamtausgabe in Regestform. Erster Teil: Rezensionen 1780–1801, bearb. von Ulrike Enke. (Samuel Thomas Soemmerring: Werke, Band 16) Stuttgart, Jena, New York: G. Fischer 1995, 478 S., 24 Abb., 2 Tab., 198,- DM (ISBN 3-437-11646-0).

Samuel Thomas Soemmerring (1755–1830) war in der Goethe-Zeit einer der Gelehrten von europäischem Rang. Seine Schriften, zu denen bedeutende Arbeiten zur Medizin, vor allem zur Anatomie, aber auch zur Physik und Chemie, zur Paläontologie und Anthropologie gehören, werden seit 1990 im Auftrag der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz von der Soemmerring-Edition und -Forschungsstelle herausgegeben. Als vierter Band der Edition, die in 24 Bänden geplant ist, erschien 1995 der anzuzeigende Band, der 598 der 1171 Rezensionen enthält, die Soemmerring für die Göttingischen gelehrten Anzeigen verfaßte.

Die Bearbeiterin – Mitarbeiterin der Arbeitsstelle Gießen der Soemmerring-Edition und -Forschungsstelle – erläutert in ihrer Einführung die Entstehung der Rezensionszeitschriften, von denen die GGA bis heute überlebt haben. Gegründet im Jahr 1739 unter dem Titel „Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen“, wurde sie zunächst von Albrecht von Haller geprägt und dann von 1770 bis 1812 von Christian Gottlob Heyne geleitet. Auf dessen Anfrage vom Herbst 1779 begann Soemmerring, der kurz zuvor seine erste Professur am Kasseler Collegium Carolinum angetreten hatte, seine Rezensionstätigkeit. Er besprach vor allem Veröffentlichungen aus seinem Spezialfach, der Anatomie, aber auch solche aus anderen Teildisziplinen der Medizin und der Anthropologie. Da Soemmerring bereits als Student Studienreisen nach Holland und Großbritannien unternommen hatte, verwundert es kaum, daß auch von den von ihm besprochenen Büchern ein großer Teil außerhalb Deutschlands erschienen war: 816 der 1172 Schriften waren im Ausland gedruckt, davon 284 in Frankreich, 279 in Großbritannien, 86 in Italien und 23 in Amerika. Nach den Gepflogenheiten der GGA zeigte Soemmerring auch einige der von ihm selbst verfaßten Schriften an.

Die Rezensionen erschienen ohne Angabe des Verfassers. Soemmerrings-Autorenschaft konnte mittels des Handexemplars von Jeremias David Reuß, der als Schwiegersohn Heynes Zugang zu dessen Papieren hatte, ermittelt werden. Die Identifizierung der Rezensenten war bereits 1976 von Oscar Fambach vorgenommen worden.

Die meisten Rezensionen werden in Regestform abgedruckt, wobei neben den bibliographischen Daten das eigentliche Regest Angaben zum Inhalt (I), Anmerkungen (A) und Soemmerrings Urteil (U) enthält. Einige der Rezensionen von Soemmerrings eigenen Schriften – etwa der umstrittenen Abhandlung „Über das Organ der Seele“ (S. 354–360) – werden vollständig abgedruckt.

Die Rezensionen geben einen großen Überblick über die Entwicklung der Medizin der Goethe-Zeit und sind eine Fundgrube für Wissenschaftshistoriker. Es ist zu wünschen, daß der zweite Teil der Regesten, der die Rezensionen bis zum Jahr 1830 sowie ein umfangreiches Register enthalten soll, bald im Druck vorliegt.

Eberhard Mey

Krafft, Fritz: Bunsen-Briefe in der Universitätsbibliothek Marburg. „... der Himmel bewahre uns vor einer socialistischen Herrschaft!“ Briefe von Robert Wilhelm Bunsen an Théophile Jules Pelouze und Victor Regnault aus den Jahren 1841, 1848 und 1851. Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 74. 121 S. mit Abb. u. Faks. 8°. 20,- DM.

Der Herausgeber dieser vier Briefe, die der Kasseler Gewerbelehrer und Marburger/Heidelberger Chemiker R.W. Bunsen (1811–1899) an zwei französische Kollegen verfaßte, ordnet diese Quellen in

das politische und wissenschaftliche Geschehen um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein. Bunsen stand in reger Korrespondenz mit den bekanntesten Kollegen seiner Zeit (siehe ZHG 1986, Bd. 91. S.105 ff), und daher berichtet auch der erste Brief an Pelouze (1807–1867) über eine gemeinsame Reise zu dem schwedischen Chemiker Jöns Jakob Berzelius (1779–1848 Stockholm). Bunsen beabsichtigte, mit dem Chemiker aus Paris zu dem berühmten Kollegen in Schweden zu reisen, und bezog sich auf den gemeinsamen Freund Professor H. Buff (1805–1879) in Kassel, der die Kontakte vermittelt hatte. Über ausgedehnte Reisen hatte sich Bunsen bereits seit 1832 mit Besuchen in Heidelberg (bei Leopold Gmelin, 1788–1853), Paris, Lyon, Genf, Wien, Dresden bis hin zur Bergakademie Freiberg fortgebildet. Er hielt enge Kontakte zu Professoren wie Justus Liebig in Gießen, Friedrich Wöhler in Göttingen oder Gay-Lussac in Paris. So verbrachte dessen Assistent Pelouze eine Zeit mit chemischen Analysen im „Gießener Laboratorium“ und war Gay-Lussacs Nachfolger an der École polytechnique geworden. Auch Henri Victor Regnault (1810–1878) war wissenschaftlicher Mitarbeiter beim vorgeannten Lehrstuhl und wurde 1854 Direktor der berühmten Porzellanfabrik zu Sèvres, die Bunsen öfter schon beim Vorgänger Brongniart besucht hatte. Er hatte dort den jungen Kaufmann und späteren Professor der Chemie und Physik Regnault kennengelernt; so kam es wohl, daß Bunsen von diesem Exemplare seiner erfolgreichen Lehrbücher zur Chemie für Elementarschulen und Industrielehrstätten erhielt. Das Werk war später als Übersetzung der „Regnault/Strecker“ (Kurzes Lehrbuch der Anorganischen Chemie) für Jahrzehnte das Standardlehrbuch. Im Dankschreiben vom 7. September 1851 geht er auf das „chaotische Drama, welches Frankreich bewegt“, ein und verdammt von Breslau aus die sozialistische Herrschaft. Enge Freunde aus der Kasseler Zeit, wie R. A. Philippi vom Verein für Naturkunde oder die Schwarzenbergs, waren aus politischen Gründen nach Chile ausgewandert, um nicht länger unter der Einquartierung von „Strafbayern“ zu leiden. Allgemeine Not tat ein Übriges, auch die hessischen Landesuniversitäten litten unter dem kleinlichen Kurfürsten. Selbst der Marktflecken Veckerhagen (nicht Veckershausen!), an dessen Hochöfen Bunsen weltweit erstmalig im September 1838 die Energieverwendung dargestellt und Gasanalysen durchgeführt hatte, bekam nach einer Revolution im Rotwildrevier Reinhardswald diese Rache zu spüren – dies nur als Ergänzung.

Eine inhaltsreiche, gut belegte kleine Hochschulschrift, die über den etwas reißerischen Untertitel wohlthuend hinausgeht und in die wissenschaftsgeschichtliche Reihe der früher besprochenen Marburger Bände zu Denis Papin (siehe ZHG 1988, S. 309) zu stellen ist.

Siegfried Lotze

Grams, Ruth-Hanna: Hoffnung blieb ein starker Rückenwind. Ein persönlicher Lebensbericht. 1912-1946. Kassel: Atelea Verlag 1996. 126 S. (ISBN 3-926723-29-7).

Ein bemerkenswertes Leben: Geboren in Strelitz/Mecklenburg, aufgewachsen in Posen, Krombach/Kreis Siegen und Berlin; erste Schuljahre in Holland, dann wieder in Berlin, Abitur in Königsberg. Um ihre Schwester aufzusuchen, ging Ruth-Hanna Grams für zweieinhalb Jahre nach Griechenland. Sie kehrte 1934 in ein verändertes Deutschland zurück, nach Kassel jetzt, da ihr Vater im Brückenbau für die Autobahn im Raum Kassel tätig war. Nach dem Arbeitsdienst in Zanzhammer bei Frankfurt a. d. Oder begann sie ihre pädagogische Ausbildung an der Pädagogischen Hochschule in Hannover. Nach ihrem Staatsexamen arbeitete sie zunächst im Rheinland, um dann nach Masuren versetzt zu werden. Im Frühjahr 1939 heiratete sie Friedrich-Wilhelm Grams, dessen Landwirtschaft sie nach seiner Einberufung im August 1939 führen mußte. Ab 1944 wurde die Situation für die nun fünfköpfige Familie in Ostpreußen zunehmend unerträglich, alles deutete auf den Verlust der ostpreussischen Heimat, von der sie am 26. Januar 1945 um 4 Uhr morgens bei 22 Grad Kälte aufbrechen mußte. Diese Flucht, auf der Ruth-Hanna Grams ihren Mann verlor, sollte bis 1946 dauern. Eine neue Heimat fand sie erst in Riede im Kreis Wolfhagen.

Der umfangreichste Teil ihrer Erzählung befaßt sich mit den Ereignissen der Jahre 1945/46. Die Schilderung der Erlebnisse, die die Familie auf ihrem Auszug aus Ostpreußen hatte, ist so eindringlich und plastisch, daß man das Buch erst aus der Hand legt, wenn man das Ende erreicht hat. Es ist ganz unabhängig von seinem zeitlichen Rahmen der Beleg dafür, daß unter dem Krieg, der für Ruth-Hanna Grams nicht am 8. Mai 1945 beendet war (sie wußte überhaupt nichts von der deutschen Kapitulation, bis sie 1946 in Lübeck ankam), und seinen Folgen ganz besonders diejenigen zu leiden haben, die eigentlich gar nichts mit ihm zu tun haben sollten. Es zeigt aber auch wieder einmal, und das macht diese Autobiographie so spannend, weil man es so leicht vergißt, was für eine kaum

vorstellbare Widerstandskraft Menschen entwickeln können. Ruth-Hanna Grams klagt keine Seite ausdrücklich an; dazu hat sie zuviel Hilfe und Leid von Feind und „Freund“ erlebt. Ihr Buch richtet sich gegen den Krieg, egal von wem er angezettelt wurde. Es ist ein auch sprachlich eindringliches Dokument eines viel zu häufigen Schicksals, das eine zweifellos bemerkenswert starke Frau hier vorgelegt hat.

Micha Röhring

Staatliche Museen Kassel: Dieter von Andrian. 1925-1992. Freie und Angewandte Graphik. (Kataloge der Staatlichen Museen Kassel, Nr. 23.) Kassel 1996. 131 S., 88 Abb., davon 19 in Farbe. ISBN 3-931787-03-6.

Den meisten Menschen, die Dieter von Andrian persönlich kannten, wird es ähnlich gegangen sein wie Adolf Hoech, der sich erinnert, daß er die Nachricht von seinem Tod, die in die besinnlich genannte Zeit zwischen den Jahren fiel, „damals erschüttert überdeckt“ hat. Insbesondere die hessischen Museen haben von seiner Arbeit als Ausstellungs-, Plakat- und Buchgestalter über lange Jahre profitiert. Sein Tod am Weihnachtsfeiertag 1992 war ein schmerzlicher Verlust.

Nachdem im Winter 1993/94 bereits in einem spontanen Versuch einer Gedenkausstellung im Stadtmuseum Hofgeismar das Werk Dieter von Andrians vorgestellt wurde, widmeten die Staatlichen Museen Kassel ihm 1996 eine Sonderausstellung in den Räumen der Kasseler Neuen Galerie. Erst in diesen beiden Ausstellungen wurde deutlich, daß Dieter von Andrians Arbeiten weit über den Museumsbereich hinausreichen und man sehr oft verblüfft feststellen muß: „Das kenne ich doch! Das ist auch von ihm?“ Sein Werk umfaßt Plakate, Briefmarken, Bücher, Ausstellungs- und Produktkataloge, Briefpapier, Firmendrucksaachen, Schallplattencover, Kirchenfenster, Messestände und anderes mehr. Seine Auftraggeber fanden sich im musealen Bereich ebenso wie bei Kirchen, Verlagen, Firmen, Bundespost und Bundesbahn.

Der hier vorliegende Katalog der Kasseler Ausstellung war, vielleicht stärker als bei Ausstellungen zu anderen Themen, unverzichtbarer Bestandteil der Präsentation. Nicht etwa, weil sie in ihrer Gestaltung unvollständig gewesen wäre. Zum Verständnis des Werks von Dieter von Andrian sind aber Informationen notwendig, die in einer Ausstellung kaum und in einem Ausstellungskatalog allein wohl nur sehr selten präsentiert werden können.

Der Katalog ist sehr persönlich gehalten. Vor den Aufsätzen zu den einzelnen Werkgruppen finden sich, neben den bereits zitierten Worten von Adolf Hoech, Zeugnisse von Freunden, Mitarbeitern und Auftraggebern über ihre Zeit mit Dieter von Andrian. Bei aller Individualität ist doch bemerkenswert, wie sehr sie in ihrem Urteil übereinstimmen: Dieter von Andrian war ein bescheidener, liebenswürdiger, kreativer aber auch höchst überzeugungsfähiger Mensch. Diese einleitenden Texte sind der Schlüssel zum Gesamtwerk.

In Kontrast dazu stehen die eher sachlich gehaltenen Aufsätze zu den einzelnen Werkgruppen dieses vielseitigen Graphikers und Künstlers. Dabei weisen sie unterschiedliche Qualität auf. Die Kollegen und Studienfreunde Rudolf Kroth (Plakatgestaltung) und Paul Froitzheim (Briefmarken) bringen neben sachlicher Information auch anekdotisch gefärbte Erinnerungen aus ihrer Zusammenarbeit mit von Andrian. Neutraler, aber sprachlich und inhaltlich schwächer stellt Ellen Markgraf die buchgestalterischen Arbeiten vor. Uwe Reher bemüht sich in seinem Beitrag über Ausstellungs- und Museumsgestaltung um wissenschaftliche Tiefe. Ulrich Schmidt stellt in einem kurzen Beitrag den persönlichsten, weil nicht im Auftrag anderer entstandenen Teil des Gesamtwerks, die Landschaftsmalerei vor. Bettina von Andrian hat mit der Beschreibung der Glasfenster – die durch einige Gedanken von Heinz Nickel ergänzt werden – und der Zusammenstellung der Daten zu Leben und Werk ihres Vaters den wohl arbeitsintensivsten Teil der Katalogbeiträge übernommen. Sie überzeugt durch eine sehr sachliche und detailgenaue Ausarbeitung. Zusammen mit Peter Gercke hat sie auch die Gesamtedaktion des Bandes ausgeführt.

Außer den Farbabbildungen, die großformatig in einem Block zusammengefaßt sind, wurden die Bilder jeweils in der Nähe der entsprechenden Texte eingefügt. Zusätzlich wird durch Randglossen auf sie verwiesen; Gestaltungsmethoden, die den Prinzipien, die Dieter von Andrian für die von ihm gestalteten Kataloge angewandt hat, entsprechen.

Versucht man den Maßstab, der vermutlich für die eigene Arbeit des Graphikers und Buchgestalters von Andrian ausschlaggebend war, an diesen Katalogband anzulegen, so kommt man zum Ergebnis, daß er außerordentlich gut gelungen ist. Alle bildlichen und textuellen Informationen, die

notwendig sind, um das Werk Dieter von Andrians zu verstehen, werden in vorbildlicher Weise zusammengefaßt. Dies ist auch ein Grund, warum er für die Ausstellung unverzichtbar war. Er ist keine Begleiterscheinung, sondern integraler Bestandteil, so wie es von Andrian verstanden hat.

Merkwürdig scheint bei der Lektüre, daß Kritik oder Andeutungen von Fehlern oder Irrtümern in seinen Arbeiten praktisch nicht vorkommen. Es ist hier nicht der Ort, um der Frage nachzugehen, warum ein Mensch ein in allen Punkten derart positives Bild hinterläßt. Ohne diesen Eindruck in Zweifel ziehen zu wollen, sei darauf hingewiesen, weil es so auffällig ist und sicherlich zum Bild, das die Autoren sich von Dieter von Andrian gemacht haben, gehört. Dieter von Andrian war in seinem Fach kein Revolutionär. Lautes Getöse war nicht seine Sache. Sofern er innovativ war, führte er die Neuerungen auf eine stille Weise ein. Die Arroganz des Stardesigners lag ihm völlig fern. Design hat Funktion und ist nicht Selbstzweck. Typographie soll nicht „schön“ sein, sondern Information leicht erfaßbar machen. Dieter von Andrian hat dies umzusetzen verstanden, dies beweist sein großer Erfolg mit Plakaten, Piktogrammen, Katalogen, Glasfenstern, Museums- und Ausstellungsgestaltungen. Die Antwort, wie er dies erreicht hat, findet sich in den persönlichen Zeugnissen zu Anfang des Katalogs. Selbst wenn man mit seinen Arbeiten und den Lösungen, die er gefunden hat, nicht übereinstimmen können sollte, wird man anerkennen müssen, daß sein Weg ein sehr menschenfreundlicher war. Beides, Arbeit und Weg, Leben und Werk, vermittelt der Katalog in hervorragender Weise.

Micha Röhrling

Helwig, Brunhilde: Vierzig Jahre Lehrerin. Erlebnisse und Erfahrungen in Kriegs- und Nachkriegszeit. 1936-1976. Kassel: Ev. Medienverband 1994. 135 S. (ISBN 3-89477-974-8).

Brunhilde Helwig stammt aus Westfalen, wo sie kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs geboren wurde. Ihre Ausbildung zur Lehrerin scheint ihr im Rückblick dieser Autobiographie beinahe schon logische Konsequenz aus ihren kindlichen Spielen, in denen sie oftmals eine Lehrerin darstellte, gewesen zu sein. Der tatsächliche Ausbildungsweg war dann aber recht hindernisreich, zumal ihr Bruder bereits studierte und sich damit für ihre Eltern das Problem der Finanzierung eines Studiums stellte. Dennoch konnte sie unter den Bedingungen des nationalsozialistischen Staates ihre Ausbildung zur Volksschullehrerin an der Pädagogischen Hochschule Hannover abschließen. Sie unterrichtete an Schulen im Altkreis Hofgeismar, Landkreis Kassel und an verschiedenen Kasseler Schulen von 1936 bis 1976. Zunächst chronologisch, im späteren Verlauf mehr exemplarisch und episodenhaft, schildert sie ihre Erlebnisse. Spielen während der Kriegs- und Nachkriegszeit auch äußere Umstände eine wichtige Rolle, so konzentriert sie sich schließlich immer mehr auf ihre Erlebnisse mit den Schülern. Man erhält den Eindruck einer Lehrerin, die stets engagiert und sehr bemüht nach dem richtigen Weg zu einem guten Unterricht gesucht hat. Wie in solchen persönlichen Rückblicken nicht selten, scheint manches in ein leicht verklärtes Licht gerückt zu sein, ein Eindruck, der sprachlich noch unterstützt wird. Bemerkenswert ist, wie offen sie schildert, wie nahe Erfolg und Scheitern beim Umgang mit Schülern nebeneinander liegen. Ihr unvoreingenommener Umgang mit Schulklassen konnte ihr genauso gut herzliches Vertrauen wie massive Ausnutzung ihrer ausgestreckten Hand einbringen. Wie wenig sie – und mit ihr sicherlich alle Lehrer – die Reaktionen von Schülern tatsächlich einschätzen können, wird hier deutlich. Dabei ist sie aber in ihrer Rückschau nicht von ihrem Weg, einen offenen und herzlichen Kontakt zu ihren Schülern zu suchen, abgewichen.

Micha Röhrling

Institutionen

Haering, Hans: Die Spätzeit der Hohen Schule zu Herborn (1742–1817). Zwischen Orthodoxie und Aufklärung, (Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 615) Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Lang 1994, 373 S.

1584 gründete Graf Johann VI. von Nassau in Herborn eine Hohe Schule, die nie die Rechte einer Universität erhielt aber trotzdem große Bedeutung als Bildungsstätte des reformierten Deutschland erlangte. Über die Frühzeit der Hohen Schule legte 1981 der Marburger Archivar Gerhard Menk eine große Untersuchung vor. Die hier anzuzeigende Arbeit ist den letzten 75 Jahren der Johannea

gewidmet. Sie wurde von ihrem Verfasser nach seiner Pensionierung als Fachleiter am Studienseminar erarbeitet und 1994 in Marburg als Dissertation angenommen.

Der Verfasser umreißt zunächst die politische Entwicklung der oranien-nassauischen Lande, skizziert dann die allgemeine Entwicklung der deutschen Hochschulen im 18. Jahrhundert und gibt einen knappen Überblick über die Entwicklung der Hohen Schule bis zum Jahr 1742, in dem sie der Aufsicht des neu eingerichteten Oberkonsistoriums in Dillenburg unterstellt wurde.

Für die Gliederung des Hauptteils greift Haering einen Hinweis von Peter Moraw auf und unterscheidet die institutionelle, die umweltbezogene und die wissenschaftliche Dimension der Hochschule. Ausgehend von einer Darstellung der Verfassung und der Institutionen (Senat, Prorektor, Fakultäten, Schulverwandte bis hin zu den Pedellen), die Menks Ausführungen für die Spätzeit ergänzt, werden die Konflikte zwischen Korporationsautonomie und Staatsautorität aufgezeigt. Auch in Nassau versuchten – ähnlich wie in anderen Territorien – die staatlichen Behörden in die Belange der Hohen Schule hineinzuregieren, was – etwa bei der Besetzung von Professuren – zu Konflikten führte. Zur umweltbezogenen Dimension gehört auch das Verhältnis zur Kommune Herborn, das nicht immer frei von Spannungen war.

Die Untersuchungen zur Sozialstruktur der Herborner Professorenschaft nehmen entsprechende Forschungen von H. Niebuhr über die Marburger Professoren zum Vorbild. Die Ausführungen über Bildungsweg, berufliche Karriere und familiäre Beziehungen werden durch 25 Tabellen im Anhang ergänzt. Das Kapitel über Studienbedingungen und Studienbetrieb rückt die Herborner Lehrpläne von 1779 in den Mittelpunkt, denen die Hessen-Kasselschen Pläne von 1766 offenbar als Vorbild dienten.

Wie an anderen Hochschulen der Zeit versuchten auch in Herborn die Professoren, moderne Formen des wissenschaftlichen Austausches (wissenschaftliche Gesellschaft, Lesegesellschaft, Zeitschrift) zu organisieren.

Der Untertitel des Buches – „Zwischen Orthodoxie und Aufklärung“ – nennt ein wichtiges Kriterium für die Darstellung der wissenschaftlichen Dimension der Johannea. Der Verfasser verzichtet auf eine allgemeine Darlegung der wissenschaftlichen Positionen und ordnet sie den Biographien der einzelnen Professoren zu, denen jeweils ein Kapitel von 1–6 Seiten gewidmet ist. Haering folgt damit einem Gliederungsprinzip, das bereits von H. Grün in seinen Aufsätzen über die Theologische und die Medizinische Fakultät benutzt wurde. Im Vergleich zu Grüns Arbeiten fällt hier die stärkere Konzentration auf die wissenschaftlichen Positionen auf, wenn auch die Angaben der Lektionsverzeichnisse nicht erschöpfend ausgewertet werden und andererseits biographische Daten erscheinen, die unter dem Aspekt der Wissenschaftsgeschichte irrelevant sind. Es ist bedauerlich, daß die Bedingungen des gelehrten Betriebs (z. B. Gerätesammlungen, Anatomie) nicht deutlicher herausgearbeitet werden.

Bei seinen Ausführungen über die politische Haltung der Professoren vom aufgeklärten Absolutismus bis zur „Franzosenzeit“ weicht der Verfasser ohne Begründung von der chronologischen Abfolge ab. Weder hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Bedeutung noch hinsichtlich ihrer Attraktivität für Studenten, die jetzt meist aus dem nassauischen Umland kamen, konnte die Johannea im 18. Jahrhundert an ihre große Frühzeit anknüpfen. Der Verfasser kann aber deutlich machen, daß sie bis zum Jahr 1817, in dem sie als Hohe Schule aufgelöst und in ein Theologisches Seminar umgewandelt wurde, für ihre engere Umgebung von Bedeutung war. Der beigelegte Erratazettel verzeichnet leider nicht alle Druckfehler. Zu ergänzen wäre u. a. S. 27: Zeile 19: streiche: Wilhelm IV., setze Wilhelm IX., Seite 176, Zeile 18: streiche: Wilhelm VII., setze: Wilhelm XIII.

Eberhard Mey

Gräser, Marcus: Das Mathildienstift in der Wetterau. Sparkassengeschichte und Regionalgeschichte. Darmstadt 1995, 173 S., DM 29,80 (Schriften zur hessischen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte, Bd. 1) (ISBN 3-9804506-0-0).

Im vorliegenden Band wird – unter der Institutsbezeichnung „Mathildienstift“ subsumiert – die Geschichte des heute als Sparkasse Wetterau firmierenden Geldinstituts nachgezeichnet, das in 1990 (unter diversen Zwischenstationen) aus drei Ursprungsinstituten, dem Mathildienstift Friedberg (gegr. 1833), der Spar- und Leihkasse Büdingen (gegr. 1840) und der Ludwig- und Mathildienstiftung Nidda (gegr. 1933) hervorgegangen ist.

Das Kapitel „Gründung“ befaßt sich u. a. mit den Motiven für die im ersten Drittel des 19. Jh. verstärkt zu beobachtende Gründung von Sparkassen. Zum einen wurden innerhalb des nach dem Wiener Kongreß entstandenen Staatenkonglomerats durch die Errichtung von Kreisen mit der

gleichzeitigen Gründung begleitender Institute begonnen, die Entwicklung und Integration der einzelnen Regionen versprochen. Zum anderen sollte der sich in Unruhen und Aufständen manifestierenden weiten Verelendung der ländlichen Unterschicht durch eine Stärkung der regionalen Wirtschaftsentwicklung entgegengewirkt werden. Daneben stand der Wunsch einer Kanalisierung der regionalen, bislang unkoordinierten Spar- und Leihvorgänge. Somit zeigen auch die Mitgliederstatistiken der frühen Sparkassenvereine deutlich, daß weit mehr als die Hälfte der Mitglieder dem Staatsdienst angehörten oder diesem zumindest nahestanden, während potentielle Kapitalgeber nur einen geringeren Teil ausmachten.

Desweiteren beschäftigt sich der Autor mit der Wirksamkeit der Sparkassen, deren Verfolgung sozialer Ideale sowie der Frage, inwieweit die Sparkassen Anteil an der Verbesserung der Lebensbedingungen der ländlichen Gesellschaft hatten. Insbesondere die zu Beginn der 60er Jahre des 19. Jh. einsetzenden Genossenschaftsgründungen, die sich den Kampf gegen den Wucher auf die Fahne geschrieben hatten und daher neben Geldinstituten auch Einkaufs- und Absatzgenossenschaften betrieben, lassen eine Überlegenheit gegenüber den auf das Spar- und Darlehnsgeschäft beschränkten Instituten vermuten, denen diese durch Ausweitung ihrer Geschäftstätigkeit (z.B. das Kaufschillingsgeschäft) sowie durch Bereitstellung zinsgünstiger Mittel an die Gemeinden zwecks Subventionierung der Agrarerzeugnisse zu begegnen versuchten.

Ein eher düsteres Bild ist in dem Kapitel „Autonomie“ gezeichnet, das sich mit der Frage befaßt, inwieweit das wirtschaftliche Handeln der Sparkassen von politischen Tendenzen beeinflusst ist. Der Autor arbeitet heraus, daß vor allem in Zeiten eines ehrenamtlich tätigen Vorstandes, der bis nach dem Ersten Weltkrieg üblich war, die Einbindung der regionalen Sparkassen in festgelegte politische Zusammenhänge üblich war. Doch auch mit der Annäherung der Sparkassenaufgaben an die der Geschäftsbanken und der damit verbundenen Professionalisierung des Personals bleibt der Primat der Politik erhalten, der sich insbesondere in der nationalsozialistischen Zeit manifestiert.

Auch sei der Hinweis hier erlaubt, daß z. B. die Diskussionen um die etwaige Beihilfe zur Steuerhinterziehung der Verantwortlichen einer Sparkasse zugleich politische Dimensionen erreichen, die in einer Geschäftsbank undenkbar wären und damit der Autonomie der Sparkassen deutliche Grenzen weisen.

Der vorliegende Band wird abgerundet durch zahlreiche Tabellen und Schaubilder, die textbegleitend einen guten Einblick in die Entstehungsgeschichte der Sparkassen vermitteln.

Christine Swoboda-Körner

Böhlke, Jens: Zur Geschichte der Deutschen Kolonialschule in Witzenhausen. Aspekte ihres Entstehens und Wirkens. (Schriften des Werratalvereins Witzenhausen, Heft 29) Witzenhausen: Selbstverlag des Werratalvereins 1995, 116 S., zahlreiche Abb.

Witzenhausen ist heute der Standort des Fachbereichs 11 (Landwirtschaft, Internationale Agrarentwicklung und ökologische Umweltsicherung) der Gesamthochschule Kassel. Einer Vorläufereinrichtung am selben Ort ist vorliegende Untersuchung gewidmet, die 1994 als Diplomarbeit an der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität der Bundeswehr vorgelegt wurde. Der Verfasser wertet neben gedruckter Literatur ein ungeordnetes Aktenkonvolut aus der Bibliothek des Deutschen Instituts für Tropische und Subtropische Landwirtschaft in Witzenhausen, Aktenbestände aus dem Fürstlich Wiedischen Archiv in Neuwied und dem Bundesarchiv (Abteilung Potsdam) sowie einen „Müllkippenfund“ von Akten der Kolonialschule im Stadtarchiv Witzenhausen aus. Die Geschichte der Kolonialschule in Witzenhausen, an der zwischen 1898 und 1943 junge Männer für die Arbeit in überseeischen Gebieten ausgebildet wurden, ist bisher nicht umfassend erforscht. Auch die vorliegende Arbeit bietet – wie der Untertitel angibt – nur „Aspekte“ ihrer Geschichte, die vor allem die Zeit vor 1914 betreffen.

Der Verfasser skizziert die „Vorbedingungen für eine Kolonialschule“ am Ende des 19. Jahrhunderts. Die Witzenhäuser Einrichtung geht auf die Initiative des Pfarrers Ernst Albert Fabarius (1859–1927) zurück, der seit seiner Jugend Verfechter einer nationalistischen Expansionspolitik – u. a. auch als Mitglied des Alldeutschen Verbandes – war. Parallel zu den Ausbildungsstätten für Missionare strebte er die Gründung einer Kolonialschule als einer „Pflanzstätte deutsch-evangelischer Kulturpioniere“ (S. 28) an. Es gelang ihm, die Unterstützung des Fürsten Wilhelm zu Wied zu erlangen, in dessen Schloß zu Neuwied 1898 die Deutsche Kolonialschule gegründet wurde. Fabarius wurde

Leiter der Schule, die im ehemaligen Wilhelmitenloster in Witzenhausen eingerichtet wurde. Böhlke schildert die Vorgeschichte der Gründung sowie Aufbau, Organisation, Finanzierung und Ausbildungsziele der Schule, die von Fabarius geprägt wurde. Der Direktor hielt starr an seiner Konzeption von Kolonialpädagogik fest, die „die Verschmelzung von vielseitiger theoretischer und praktischer Ausbildung für die überseeische Tätigkeit mit starker Reglementierung und Disziplinierung als Mittel der Charakterbildung“ (S. 98) bedeutete.

Auch wenn die Schule dem krampfhaft aufrechterhaltenen Hochschulanspruch kaum gerecht wurde und der Stundenplan überfrachtet war, konnte sie bis 1918 739 Schüler anziehen, von denen bis 1914 658 ins Ausland, meist in die damaligen deutschen Kolonien auswanderten. Die als Parallelinstitut geplante Kolonial-Frauenschule, die junge Frauen für ihre Aufgaben als „Bräute von Farmern, Stützen der Hausfrauen und Wirtschaftsschwestern“ (S. 59) vorbereiten sollte, bestand nur von 1908–1910.

Böhlkes Arbeit ist ein wertvoller Baustein zur Geschichte der Kolonialschule. Es ist zu wünschen, daß die Hoffnungen, die der Vorsitzende des Werratalvereins in seinem Vorwort formuliert, sich erfüllen, und das Gründungsjubiläum im Jahr 1998 eine weitere Erforschung der Ausbildungsstätte in Witzenhausen anregt, die dann auf einer breiteren Quellenbasis stehen und auch die Zeit nach 1918 stärker berücksichtigen sollte.

Eberhard Mey

Wörner-Heil, Ortrud: Von der Utopie zur Sozialreform: Jugendsiedlung Frankenfeld im Hessischen Ried und Frauensiedlung Schwarze Erde in der Rhön 1915 bis 1933. Darmstadt: Hessische Historische Kommission; Marburg: Historische Kommission für Hessen, 1996, 619 S. (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 104). Zugleich: Kassel, Univ. Diss. (ISBN 3-88443-196 X).

Die vorliegende Dissertation wurde in der Reihe „Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte“ veröffentlicht. In einer umfangreichen Untersuchung stellt die Verfasserin die Entwicklung dar, die – ausgehend von den Jugendbewegungen des beginnenden 20. Jahrhunderts und deren utopisch-sozialreformerischen Vorstellungen – bis zu den Gründungen der Jugendsiedlung Frankenfeld sowie der Frauensiedlung Schwarze Erde führt. Als Ziel ihrer Arbeit gibt die Verfasserin an, „den Spannungsbogen zwischen den utopischen Ideen dieses Projekts (die Gründung der Frauensiedlungsgemeinschaft Schwarze Erde) und seinen sozialreformerischen Auswirkungen zu verdeutlichen“. Das Werk umfaßt den Zeitraum von 1890 bis 1927. Zusätzlich wird ein kurzer Ausblick auf die weitere Entwicklung der Frauensiedlung vor und während des Nationalsozialismus gegeben.

Nach einer umfassenden Einleitung, in der sich die Verfasserin unter anderem mit den Fragestellungen, Konzepten und methodischen Ansätzen der vorliegenden Arbeit auseinandersetzt sowie ihre umfangreichen, auch aus bisher unveröffentlichtem Material bestehenden Quellen vorstellt, wird der „Geist der Utopie“ an Hand der in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg entstandenen Jugendbewegungen mit ihren sozialreformerischen Vorstellungen und ihren unterschiedlichen Siedlungskonzepten vorgestellt, wobei auch auf die Mädchenjugendbewegung als Teil der allgemeinen Jugendbewegung eingegangen wird. In den nächsten beiden Kapiteln schildert die Verfasserin die Lebensgeschichte der beiden Gründerinnen der Frauensiedlung Schwarze Erde: Elisabeth Vogler (1892–1975) aus Kassel und Marie Buchhold (1890–1983) aus Darmstadt. Beide Frauen, die zunächst im Lehrberuf tätig waren und auch der Wandervogelbewegung angehörten, strebten die Verwirklichung pädagogischer sowie sozial- und wirtschaftspolitischer Ideen der Jugendbewegung in einer eigenen Siedlungsgemeinschaft an. Als weiterer „ideen- und kulturgeschichtlicher Ansatz“ in der Betrachtung des Lebenswerks der am Projekt Schwarze Erde beteiligten Frauen werden die von M. Buchhold vertretenen religiösen Vorstellungen, die sich an Elemente asiatischer Religionen anlehnen, dargestellt. Sowohl E. Vogler als auch M. Buchhold waren weiter führend an der Diskussion über die Bedeutung weiblicher Gemeinschaften innerhalb der Jugendbünde beteiligt. Vor allem M. Buchhold legte Nachdruck auf die Bildung gesonderter weiblicher Gemeinschaften, in denen ebenfalls „die Utopie einer reformierten Gesellschaft“ verwirklicht werden sollte.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der Jugendsiedlung Frankenfeld, in der die beiden Frauen Vogler und Buchhold das erste Mal zusammenarbeiteten. Die 1919 gegründete Siedlung mußte schon nach einem Jahr wieder aufgegeben werden. Die Utopie von der idealen Gemeinschaft konnte hier nicht verwirklicht werden. Das Siedlungsprojekt scheiterte unter anderem an den unrealistischen Einstellungen der Mitglieder sowie an der heterogenen Zusammensetzung der Gruppe. Das

vorletzte Kapitel wird schließlich der Frauensiedlungsgemeinschaft Schwarze Erde gewidmet, die 1923 von E. Vogler und M. Buchhold gegründet wurde. Die Gründerinnen hatten den Vorsatz, die in dem Siedlungsprojekt Frankenfeld begangenen Fehler zu vermeiden. Die Gemeinschaft Schwarze Erde konzentrierte sich nur auf Frauen. Die Utopien von der idealen Solidargemeinschaft wurden zwar nicht aufgegeben, wurden aber der Realität angepaßt. Ziel und Aufgabe der Frauengemeinschaft war es, den Frauen neben dem Leben in der Familie im traditionellen Rollenverständnis einen alternativen Lebensentwurf aufzuzeigen. Die Siedlung war nicht nur eine Wirtschaftsgemeinschaft, sondern auch eine Frauenausbildungsstätte, die durch das Angebot von Kursen, vor allem im gymnastischen Bereich, auch Frauen von außen zur Verfügung stand. Mit der offiziellen Gründung einer Schule für „sozialangewandte Gymnastik und Körperpflege“ beschritt die Frauengemeinschaft Schwarze Erde einen neuen Weg, und zwar den „der Professionalisierung und Institutionalisierung einer sozialreformerischen Tätigkeit von Frauen im gymnastischen Bereich“. Damit war es nach Meinung der Verfasserin den verantwortlichen Gründerinnen dieses Siedlungsexperiments geglückt, ihr Lebensgemeinschaftsprojekt zu verwirklichen. Mit der Institutionalisierung des neuen Frauenberufs einer „Sozialgymnastin“ erfolgte die Integration ihrer Arbeit in den sozialen Entwicklungsprozeß der Weimarer Republik. Die 1927 gegründete Ausbildungsstätte Schwarze Erde bildet als Berufsfachschule für Gymnastik und Gesundheitserziehung noch heute Gymnastiklehrerinnen – inzwischen auch Gymnastiklehrer – aus.

Man sollte das Werk nicht zum Bestseller für Historiker schlechthin hochstilisieren, aber für einen sozial-alternativ aufgeschlossenen und feministisch interessierten Leserkreis bietet es ein weites Feld von Anregungen und ist vorzüglich geeignet zur Abklärung des eigenen Standortes.

Magda Thierling

Skorvan, Martina: Das Hilfswerk der Evangelischen Kirche und seine Flüchtlingsarbeit in Hessen 1945–1955. – Bd. 5 der Forschungen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen nach 1945, hrsg. vom Hessischen Hauptstaatsarchiv in Verbindung mit der Historischen Kommission für Nassau, Wiesbaden 1995, 283 S.

Seit der Arbeit von Lemberg und Edding (Hrsg.) „Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluß auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben“, Kiel 1959, ist der deutschen Flüchtlingsforschung mehr oder weniger intensiv Aufmerksamkeit geschenkt worden. Seit gut zehn Jahren aber wird zielstrebig auf breiter Front geforscht, weil Migrationsfragen und die mit ihnen verbundenen Ängste vor Überfremdung infolge der politischen Entwicklung hochaktuell sind. Anlaß für die zahlreichen Publikationen sind also nicht, wie immer wieder angenommen wird, anstehende Jahrestage, sondern die bereits angesprochenen inhaltlichen Gründe.

Die vorliegende Untersuchung ist eine von der Justus-Liebig-Universität Gießen angenommene Dissertation. Sie beschäftigt sich mit einem bisher relativ unbeachteten Wirkungsfeld der kirchlichen Hilfeleistung für Flüchtlinge und Vertriebene. Es geht in der Arbeit nicht vorrangig um das Hilfswerk der Evangelischen Kirche, sondern um das Wirken dieser Einrichtung in Hessen, also auf landeskirchlicher Ebene unter Ausschöpfung bisher unerschlossener Quellenbestände. So ist es möglich, unterschiedliche, regionalbedingte Lösungsversuche ins Blickfeld zu nehmen.

Ausgehend von einer kurzen Darstellung der Entstehungsgeschichte des Hilfswerkes auf zentraler und landeskirchlicher Ebene wendet sich die Verfasserin den entscheidenden Fragen nach dem Selbstverständnis des Hilfswerkes, den regionalen organisatorischen Strukturen, den Mitgestaltungsmöglichkeiten der Flüchtlinge an der Hilfeleistungsarbeit, dem Bedürfnisfeld der zu Unterstützenden und auch nach der Bedeutung der Hilfeleistungen für die Eingliederung zu. Entstanden ist dabei ein Standardwerk, das durch das beigegebene Register schnell und zuverlässig über viele Einzelfragen zur Flüchtlingsproblematik und zur Flüchtlingshilfe hinunter bis auf die Ortsebene in beiden Landeskirchen informiert. Der Leser und Benutzer des Bandes wird seine Heimatgemeinde, sicher aber seinen Kirchenkreis als handelnde und helfende Institution finden. Das Buch hat also auch für die Ortsgeschichtsforschung Bedeutung.

Der solide ausgestattete Band setzt die gute Tradition der Reihe „Forschungen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen nach 1945“ fort und sollte in keiner Bibliothek fehlen.

Friedrich-Karl Baas

Kunstgeschichte

Maier, Sabine: Der Franziskus-Altar zu Niederwaroldern. Erkenntnisse zur Bildentstehung und Maltechnik in der Spätgotik. Arolsen: Selbstverlag des Waldeckischen Geschichtsvereins 1995, 195 S., zahlr. Abb. (Band 8 der Reihe „Waldeckische Forschungen“).

Einen erhellenden Beitrag zur (Kunst-)Geschichte des Waldecker Landes und einen aufschlußreichen Einblick in die Arbeitsweise einer spätgotischen Künstlerwerkstatt: Beides bietet Sabine Maiers Dissertation „Der Franziskus-Altar zu Niederwaroldern“.

Mit Akribie beschreibt sie nicht nur die verschiedenen optischen Untersuchungsmethoden, die sie zur Beurteilung des Flügelaltars aus dem frühen 16. Jahrhundert herangezogen hat, sondern auch Bildvorbereitung und letztendliche Ausführung der mittelalterlichen Künstlerwerkstatt unter ihrem Meister, einem Korbacher Franziskaner.

Deutlich wird dabei, wie sehr die Zeitumstände Einfluß nahmen auf die Bildgestaltung: Vor dem Hintergrund der herannahenden Reformation versucht der Mönch-Künstler, die franziskanische Ordensideologie als Grundlage für eine rechte Lebensweise durch seine bildnerische Darstellung zu bekräftigen: Die Gegenüberstellung der Vita des Hl. Franziskus – zu sehen auf den Seitenflügeln – mit der Kreuzabnahme Jesu Christi auf der Mitteltafel des Altarbildes lassen diesen Interpretationsansatz Maiers sehr plausibel erscheinen.

Daß der Franziskus-Altar nicht von Beginn an in Niederwaroldern, einem kleinen Ort nahe der heutigen Kreisstadt Korbach, sondern in Korbach selbst stand, diese in der Kunst- und Profan-Geschichte mehrfach diskutierte These wird von Sabine Maier bestätigt. Literaturhinweise und bildtheologische Bezüge rechtfertigen nach Überzeugung der Autorin die Annahme, er sei zuerst für das heute nicht mehr existente Korbacher Franziskanerkloster bestimmt gewesen. Nach der Aufhebung des Klosters, so Maier, sei der Altar dann über eine Zwischenstation in der Korbacher Nikolai-Kirche vermutlich im späten 18. oder frühen 19. Jahrhundert nach Niederwaroldern gelangt.

Mit der Aufarbeitung der lokalen Entstehungsgeschichte des Kunstwerkes und seiner Bedeutung für die Region macht sie gleichzeitig deutlich, daß der Flügelaltar aus dem Jahre 1519 jahrzehntelang ein in seinem Wert verkanntes Dasein fristete. So wurden zum Beispiel in Niederwaroldern die Seitenflügel vertauscht, die Mitteltafel wurde als Schalldeckel der Kanzel mißbraucht. Dies und andere Rezeptionszusammenhänge werden dabei von ihr sehr gut bebildert. Seit der Wiederaufstellung als Flügelaltar im Jahre 1966, so Maier weiter, werde der Wert des Altars endlich wieder ermessen: Schon zweimal sei er inzwischen zu bedeutenden Ausstellungen angefordert worden.

Sabine Maiers Dissertation, die an der Universität Frankfurt entstand, geht mit dem Ausblick auf die Wirkungsgeschichte des Kunstwerks und dem tiefen Einblick, den sie in die Arbeit einer mittelalterlichen Künstlerwerkstatt gewährt, schließlich über die Lokalgeschichte hinaus. Sie ist damit auch ein wichtiger Beitrag zur Spätgotik-Forschung und könnte – wäre sie nicht im Jargon der Kunsthistoriker geschrieben – sogar für fachfremde und jugendliche Leser von großem Interesse sein.

Britta Baas

Baumerth, Karl, Seib, Gerhard: Geformt und gegossen. Gestaltetes Gußeisen und Eisenkunstguß. Hrsg. im Auftrag der Freilichtmuseum Hessenpark GmbH von Peter Janisch. Neu Anspach 1996. 147 S., ein durchgehend bebildeter Katalog. 39,80 DM.

Die reichhaltige Ausstellung „Gestaltetes Gußeisen und Eisenkunstguß im 19. und frühen 20. Jahrhundert“ bietet im Hessenpark einen ansprechenden Eindruck und geht mit vielen Gebrauchsgegenständen weit über kunstgeschichtliche Fragen hinaus. Hiermit verfolgt die Dauerausstellung in ihrem Ansatz neue Wege, und so bekommt die in Jahrzehnten zusammengetragene Sammlung Seib endlich einen würdevollen Rahmen. Natürlich wurde auch eine Förderung der Buderus Guss GmbH eingebracht, die sich bekanntlich mit Kunstguß in der seit 1817 erworbenen Hirzenhainer Hütte große Verdienste erworben hat. Diese größte oberhessische Anstalt mußte, wie so viele Produktionsanlagen im Dreißigjährigen Krieg (nicht 1929!), kaltliegen, beschäftigte sich von 1946 an mit dem reinen Kunstguß und wird in einem kleinen Kapitel auch entsprechend gewürdigt. So konnte die verlorene Tradition der Gießereien Gleiwitz und Berlin wieder aufgenommen werden. Mit filigranen

Kleinstgußwerken ab 3,9 Gramm Gewicht ist die Grenze des Werkstoffes Gußeisen („Devarenne-Schmetterling“ von 1821) sichtbar, frühe Bibelthemen auf Kastenofenplatten, in Nachfolge des Klosters Haina, veranschaulichen den weiten Weg, den der Werkstoff seit der Renaissancezeit auch technologisch zurücklegte. Dies findet sich in Kapiteln *Öfen, Kirche und Friedhof* oder *Kamin- und Ofenzubehör* ansatzweise wieder. Der Rezensent konnte sich unlängst selbst in der Ausstellung davon überzeugen, wie das Konzept auf Studierende, Bauhandwerker und andere Besucher wirkte und angenommen wurde. Der Katalog, der bewußt den alltäglichen Umgang mit dem Eisen bearbeitet, will natürlich nicht die weiteren Möglichkeiten der Rezeption hervorheben. Man hätte über die dargestellten Titel erster Gießereikataloge (1834ff) hinaus, u. U. auch – ggf. über Fußnoten oder einen wissenschaftlichen Anhang auf den letzten leeren Seiten – kurz auf die hessischen Hütten des 19. Jahrhunderts eingehen können. Außer weltbekannten Hütten wie Lauchhammer und Sayn gab es kurhessische Hütten, die bedeutende Mengen Kunst- und Gebrauchsguß, auch für den Verkauf nach Übersee, herstellten. Im Rahmen dieser Einschränkungen ist der reichillustrierte Katalog-Band auf eine schnelle Kurzinformation eines breiten Publikums zugeschnitten und wird sicherlich weitere Auflagen erleben.

Siegfried Lotze

Schanze, Helmut (Hrsg.): *Romantik-Handbuch*. Stuttgart: Kröner Verlag, 1994. XXIV/802 S.

Im Vorwort des Handbuchs spricht H. Schanze davon, daß es ein Wagnis sei, ein solches Werk in Angriff zu nehmen (S. XIV). Es soll dem Anspruch gerecht werden, als „Enzyklopädie“ (S. XV) zu dienen, als „Vademecum, ... (als) ein Lese- und Nachschlagebuch, ein ‚Findebuch‘, das den Zugang zu anderen Büchern, zur Primärliteratur und zur Forschungsliteratur eröffnet“ (S.10).

Auf Seite 1 der Einleitung heißt es außerdem, die Literaturwissenschaft als ganze habe sich längst vom „deutschen“ Gegenstand „Romantik“ emanzipiert: Romantik sei aktuell als „die übernationale, die europäische, die aufklärerisch-kritische, die rationale, die moderne“ Romantik (S.1). Dieser zutreffenden Feststellung steht die Aussage entgegen, daß „Ereignisse der deutschen Literaturgeschichte im Vordergrund der Dokumentation stehen. Der deutsche Anteil ist (in diesem Werk) überrepräsentiert“ (S. 11). Dies ist durchaus richtig gesehen, allein schon, wenn man bedenkt, daß den europäischen Einflüssen auf die deutsche Romantik und den Zusammenhängen zwischen deutscher und europäischer Romantik insgesamt nur 58 von 802 Seiten gewidmet sind. Die Deutsch-Zentriertheit soll an einigen wenigen Beispielen belegt werden:

- a) Teil I (S.16ff.) ist betitelt: „Zeitkontext – Einflüsse und Wirkungen“; die Kapitelüberschriften aber lauten: „Deutsche Politikgeschichte ...“, „Staat und Gesellschaft in Deutschland“, „Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung im Deutschland ...“. Als habe es Zeitkontext nur in Deutschland gegeben!
- b) Auch das Kapitel „Die Auseinandersetzung der Romantiker mit der Aufklärung“ (S.79ff.) beginnt mit der Frage: „Ist die Romantik ein neuer Anfang der *deutschen* (Hervorh. L. H.) Literatur- und Ideengeschichte ...?“ (S. 79) Der Text wird damit ausdrücklich unter den Blickwinkel der Germanistik subsumiert, obwohl die Aufklärung und die Auseinandersetzung mit ihr sicherlich ein europäisches Phänomen darstellen.
- c) Auf Seite 136 heißt es (in Kapitel 2.1: *Französische Romantik*), „die französische Eigentradition in Literatur (ROUSSEAU, DIDEROT) und Politik (Französische Revolution, NAPOLEON) darf ... nicht unterschätzt werden“. In der Bibliographie aber fehlt z.B. eine so grundlegende Arbeit wie Jean Starobinskis *Jean-Jacques Rousseau* (Paris: Gallimard, 1971), offenbar deshalb, weil es sich nicht um eine germanistische Arbeit handelt.
- d) Im Zusammenhang mit der Geschichte des Aphorismus wird darauf verwiesen, daß die Fragmente der Frühromantiker an die Tradition der französischen Moralisten anknüpfen. Das sollte die Verfasser eigentlich veranlaßt haben, auf einige der Forschungsarbeiten der Romanistik zur französischen Moralistik (z. B. J. von Stackelberg: *Französische Moralistik im europäischen Kontext*. Darmstadt, 1982, oder D. Steland: *Moralistik und Erzählkunst*. München, 1984) hinzuweisen. Die einschlägigen Arbeiten sind jedoch nicht aufgelistet.

Die hier an wenigen Beispielen kritisierte Limitierung auf den „deutschen“ Rahmen zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Werk. Es wäre folglich nur redlich, den Titel in *Handbuch der deutschen Romantik* umzubenennen, dann könnte man als Fazit feststellen: Das Handbuch ist Germa-

nisten und solchen, die sich mit der deutschen Romantik befassen wollen, zu empfehlen; für diejenigen, die sich ein umfassendes Bild der europäischen Romantik und ihres Fortwirkens machen wollen, bietet es nur Teilaspekte.

Um dem Anspruch der Germanistik gerecht zu werden, arbeiten die Autoren mit großer wissenschaftlicher Sorgfalt und Vorsicht und mit viel Liebe zum Detail. Dies wird insbesondere auch an den Bibliographien zu den einzelnen Unterkapiteln deutlich, die bis zu den Jahren 1992/93 ein sehr gut nutzbares Instrumentarium darstellen. Das gleiche gilt für den Einsatz des Buches als Findebuch, als Nachschlagewerk für Primärliteratur, aber auch für biographische Informationen (vgl. Teil IV: „Bio – Bibliographien“, S. 615 ff.) kann auf reichhaltiges Material zurückgegriffen werden.

Ein Handbuch ist nicht der Ort für Einzelanalysen, es muß naturgemäß verallgemeinern oder Materialien kompilieren. Die folglich notgedrungen kurzgefaßten Interpretationen, die zu einigen Primärwerken gegeben werden, sind meist so angelegt, daß ein hilfreicher Ansatz für Detailanalysen daraus entwickelt werden kann. Sie untermauern auch den Anspruch, literarisch Interessierte an die Materie heranzuführen. Es geht den Autoren aber auch darum, wie schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt, die sehr sauber herausgearbeiteten Phasen der romantischen Literatur in einen möglichst umfassenden geschichtlichen, politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Kontext einzubetten.

Ein Problem liegt in der Natur des Handbuches als Nachschlagewerk begründet und betrifft die Leserinnen und Leser, die an die Romantik und insbesondere an die Literatur der Romantik herangeführt werden sollen. Für sie dürfte der Lesespaß aufgrund der Konzentration von Namen und Werken und sonstigen Fakten getrübt sein. Als Folge wird ihnen gelegentlich auch das zu den Autoren und Werken Ausgeführte wenig sagen. Sie sollten sich einfach auf die mit Sachverstand vorgenommenen Klassifizierungen wie „grundlegend“, „wegbereitend“ u. ä. verlassen und die darunter gemachten Angaben zu Namen und Titeln zum Einstieg in das Kennenlernen von Werken der Epoche nutzen.

Ludwig Hochgeschwender

Varia

Klein, Thomas: Der preußisch-deutsche Konservatismus und die Entstehung des politischen Antisemitismus in Hessen Kassel (1866–1893). Ein Beitrag zur hessischen Parteiengeschichte. Marburg: Elwert 1995, 309 S. (ISBN 3-7708-1057-0).

Klein, Thomas: Die Hessen als Reichstagswähler. Tabellenwerk zur politischen Landesgeschichte 1867-1933. Dritter Band: Großherzogtum/Volksstaat Hessen. Marburg: Elwert 1995, 1430 S. (ISBN 3-7708-1052-X).

Mit der Antisemitismus-Untersuchung wird eine Lücke in der hessischen Parteiengeschichte geschlossen. Basis der Studie sind bisher nicht genutzte Quellen wie Zeitungen aus dem Bereich des Regierungsbezirks Kassel, Archivalien aus dem Bundesarchiv, dem Geheimen Staatsarchiv sowie dem Hessischen Staatsarchiv Marburg. Es verwundert, daß unter den benutzten Darstellungen Bernhard vom Brockes verdienstvoller Beitrag im Sammelband „Marburger Geschichte“ *Marburg im Kaiserreich 1866–1918* nicht auftaucht, denn vom Brocke hat dort unter dem Untertitel *Geschichte und Gesellschaft, Parteien und Wahlen einer Universitätsstadt im wirtschaftlichen und sozialen Wandel der industriellen Revolution* wichtige Ergebnisse seiner Forschung zur Parteiengeschichte zusammengetragen und dabei natürlich auch den Antisemitismusaspekt behandelt.

In der Einleitung referiert Klein den Forschungsstand und steckt den Rahmen seiner Arbeit ab. Besonders verdienstvoll ist die klare Definition des Begriffs *konservativ, Konservatismus* (S. 9), denn mit dieser Begriffsklärung läßt sich sehr gut arbeiten: Die Entstehung und Ausbreitung des politischen Antisemitismus wird vielfältig belegt und eröffnet neue Perspektiven zur Beurteilung der Situation in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Denn mit der Erfolglosigkeit bei den Reichstagswahlen 1890 verschwand zwar der preußisch-deutsche Konservatismus als die bestimmende politische Kraft in Nordhessen, die zuletzt von einer Mehrheit getragenen antisemitischen Positionen in den Köpfen der Anhänger bestanden jedoch weiter. Es lassen sich klare Linien bis in die

veröffentlichte Meinung in der Weimarer Republik verfolgen. Klein kommt das Verdienst zu, diese Perspektiven eröffnet zu haben. Kleins Darstellung wird lebendig, wenn er die Akteure z. T. sehr ausführlich (z. B. Karl Grimm) in ihrem Aktionsradius beschreibt, sie wird jedoch schlecht lesbar, wenn er seiner stilistischen Eigenart folgt, das Satzende durch immer wieder neue Einschübe möglichst weit nach hinten zu verlegen.

Hilfreich ist das ausführliche Personen- und Sachregister sowie die detaillierte Inhaltsübersicht, die die fehlende Kapitelzusammenfassung nahezu kompensieren kann.

* * *

Mit dem Tabellenwerk zu den Reichstagswahlen liegt nun eine für alle Landesteile des Bundeslandes Hessen für alle Reichstagswahlen, Volksentscheide und Reichspräsidentenwahlen bis in die örtlichen Wahlbezirke hineinreichende Dokumentation vor.

Knapp ein Drittel der Wahlergebnisse zwischen 1867/68 und 1933 sind schlecht, vielfach nur durch Zeitungen überliefert. So kann das volle Spektrum der Wahlstatistik nur selten erreicht werden. Dennoch ist die vorliegende Dokumentation von sehr hohem Wert, weil sie das, was an Daten vorhanden ist, in übersichtlicher Weise subsumiert. Für alle, die mit diesen Daten arbeiten wollen, ist es unerlässlich, die Einleitung zu lesen, da hier die Verfahren z. B. bei Vorliegen unterschiedlich überlieferter Ergebnisse oder Wahlbezirksveränderungen etc. beschrieben sind. Die Übersichtskarten am Schluß beziehen sich auf alle drei Bände.

Gerhard Simon

Schmidt, Manfred G.: Wörterbuch zur Politik. Stuttgart: Kröner 1995, 1106 S.

Angesichts rascher Veränderungen im innen- wie außenpolitischen Leben moderner Staaten, insbesondere der europäischen, stellt die Herausgabe eines politischen Wörterbuches von handlicher Gestalt nicht nur eine große Herausforderung dar, sondern auch ein Risiko bezüglich der noch gültigen Stichwörter und besonders der weiterführenden Literatur, die für die vertiefte Orientierung der politisch Interessierten aller Schichten doch unabdingbar erscheint.

Die übergreifenden Zusammenhänge zwischen den mehr als 3000 Stichwörtern sollen etwa 12000 Querverweise herstellen. Bleiben die eigentlichen Auswahlprinzipien für ein solches Lexikon auch schwierig zu bestimmen, so fragt man sich doch, ob die Begriffe „Abgeordnetenhaus“ oder „Auslieferung“ noch mit 7 Zeilen erklärt werden müssen. Bei Stichproben wurde ersichtlich, daß der Herausgeber sich bemüht, bei politischen Weltanschauungen knapp auf die Existenz verschiedener Interpretationsansätze zu verweisen (Nationalsozialismus). Die Sekundärliteratur ist in den meisten Fällen auf den Stand von 1993/94 gebracht worden, wenn es auch Artikel gibt, in denen nur Sekundärliteratur aus dem Jahre 1970 angeführt wird. Ob bei der Komplexität der neuzeitlichen politischen Wissenschaften, ihrer Verzahnung mit anderen Lebensbereichen, ein einziger Fachwissenschaftler sich die Mühe machen sollte, ein solches Lexikon zu erarbeiten, oder ob er nicht eine größere Gruppe von Kollegen für die Mitarbeit zu gewinnen aufgerufen ist, ist immerhin zu fragen. Gerade weil Lexika seit jeher Instrumente der Meinungsbeeinflussung waren und auch noch sind, läßt das politische Wörterbuch zwar einen z. B. dezidierten marxistischen Standpunkt vermissen, nimmt vielmehr eine Art liberal-demokratische Position ein, doch sollte der Benutzer andere politische Lexika zum Vergleich heranziehen, da gerade politische Prozesse und Konflikte sehr unterschiedlich dargestellt werden können. Das gilt besonders für die statistischen Angaben und ihre rasche Wandelbarkeit, siehe z. B. das Arbeitslosengeld. Aktuelle Entscheidungen, Prozesse oder Einrichtungen wurden mit Begriffen wie „Ethnische Säuberung“, „Maastrichter Vertrag“, „Asyl“, „Dritte Welt“ unter Angabe von Literatur angemessen berücksichtigt. So kann das Wörterbuch für Schüler, Studenten, Gewerkschafter nützlich sein, für wissenschaftliches Arbeiten kann es nur eine erste, knappe Orientierung bieten und muß durch andere Lexika ergänzt werden!

Volker Petri

Brauneis, Wolfram: Der Wanderfalke in Mitteldeutschland – gelungene Wiederansiedlung durch ein Auswilderungsprojekt. Schriften des Werratalvereins Witzenhausen, Heft 31, 1996.

Die vorliegende Publikation beschreibt ein äußerst interessantes, vom Land Hessen gefördertes und erfolgreich abgeschlossenes Projekt, nämlich die Wiederansiedlung von Wanderfalken in Mitteldeutschland. Notwendig war ein solches Projekt geworden, weil in den Jahren zwischen 1955 und

1965 ganz allgemein ein dramatischer Rückgang in der Population der Wanderfalken zu beobachten war. 1966 war der Tiefststand erreicht, was gleichbedeutend war mit dem Erlöschen der Population in Mitteldeutschland. Als Ursachen sind neben Aushorstung und direkter Verfolgung die Gefährdung durch Tourismus und Freizeitaktivitäten (Störungen im Brutrevier) sowie die hohe Pestizidbelastung zu nennen.

W. Brauneis, ein landesweit anerkannter und äußerst kundiger Ornithologe, war der geeignete Mann für dieses umfassendste Projekt, das jemals zur Rettung einer Vogelart im Lande Hessen entwickelt worden ist. In der vorliegenden Schrift beschreibt er protokollartig die Wiederansiedlung der Wanderfalken. So werden u. a. Methode und Strategie der Auswilderung, praktische Fragen wie Beringung, Wiederfunde und Rückmeldungen, rechtliche Grundlagen und verpflichtende Grundsätze sowie Maßnahmen zur Lebensraumverbesserung dokumentiert. Eine reiche Bebilderung und zahlreiche Grafiken dienen zur Illustrierung der 48 Seiten starken Schrift. Die Biologie des Wanderfalken wird kurz, aber trotzdem sehr gründlich im Anhang des Buches beschrieben.

Allen, die an der Ausbreitung des Wanderfalken interessiert sind oder in ähnlichen Projekten involviert sind, ist diese Schrift wärmstens zu empfehlen.

Heiner Ehls

Himmel und Erde. Frauen in Gewaltverhältnissen. Hrsg. von Frenzen, B., Hofmann, U., Leyh, A., Rohloff, A. und Schmittinger, I. im Auftrag der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Marburg: Jonas Verlag 1995, 144 S. (ISBN 3-89445-193-9).

Die vorliegende Publikation ist zugleich der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, die von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau als Beitrag zum öffentlichen Diskurs zu diesem Thema geleistet wurde. Dabei geht es weniger um die Formulierung allgemeingültiger Lebenshilfen als um die Vermittlung individueller Standpunkte in Form einer künstlerischen Auseinandersetzung mit den Themen Gewalt, Sexualität, Angst, Lust u.a. Die Präsentationsformen sind ebenso vielschichtig wie das Thema und reichen von Malerei über Photographie bis hin zum Videofilm, die in den Werken zum Ausdruck gebrachten Gefühle variieren von Rache und Macht bis hin zu Witz und Ironie.

Ergänzend zur Ausstellung wurden in den Katalog fünf Aufsätze aufgenommen, die sich u. a. mit den christlich tradierten Männlichkeits- und Weiblichkeitsbildern, Migrantinnen in Gewaltverhältnissen, dem Spannungsverhältnis zwischen Gewalt und Liebe sowie den strafrechtlichen Konsequenzen für Frauen, die auf Gewalt mit Gegengewalt antworten, beschäftigen.

In einem weiteren Kapitel werden Frauenfiguren aus der Mythologie und der Bibel unter geschlechterstereotypischen Aspekten beleuchtet und dabei Parallelen zu heutigen Werten und Normen aufgezeigt, die sich u. a. häufig in der Werbung widerspiegeln.

Christine Swoboda-Körner

Außerhessische Themen

Weiß, Ulman (Hrsg.): Erfurt. Geschichte und Gegenwart. Weimar: Verlag Hermann Böhlhaus Nachfolger 1995, 522 S., 70 z. T. farbige Abb. (Schriften des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Bd. II) (ISBN 3-7400-0952-7).

Der vorliegende Band enthält eine Auswahl der Referate, die im Juni 1992 auf dem Kolloquium „Erfurt – Geschichte und Gegenwart“ gehalten worden sind. Die Beiträge sind von Wissenschaftlern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz verfaßt worden und zeigen, „daß mit der geschichtlichen Größe und Geltung von Erfurt die neue politische Position als thüringer Landeshauptstadt korrespondiert“. Aufgenommen wurden auch Aufsätze, die nicht direkt mit der obigen Tagung in Verbindung standen. Sie stammen aus der Feder der Kunsthistorikerin Helga Hoffmann und der Professoren Karl Heinemeyer und Peter Moraw.

Zunächst umreißt Ulmann Weiß mit dem Beitrag „Erfurt in Europa – Erfahrungen und Erwartungen“ den äußeren Rahmen des Kolloquiums. Dabei geht er von den Erfahrungen des Vikars Konrad Stolle aus, die dieser in dem Denkbuch seines Lebens und seiner Zeit am Ende des 15. Jahrhunderts niedergelegt hat. Das von Stolle entworfene Geschichtsbild ist kirchlich geprägt, das heißt, es hat

europäische Weite. In seine Chronistik finden Ereignisse von Italien bis nach Skandinavien Eingang. In diesen weiten Raum ist die Geschichte Thüringens und Erfurts eingebettet. Von besonderem Interesse sind Stollens Berichte über das Leben und Treiben im spätmittelalterlichen Erfurt, das er von seiner Kurie am Domberg beobachtete. Schon Stolle erkannte die Mittlerrolle Erfurts zwischen Ost und West. Das gilt nach der Wende von 1989 um so mehr „unter den Rahmenbedingungen der sich vollziehenden Europäisierung“.

Jürgen John betrachtet „Erfurt als Zentralort, Residenz und Hauptstadt“. Im Falle Erfurts habe man es eher „mit der Geschichte veränderter und begrenzter Hauptstadt- und Residenzfunktionen zu tun“, weil die Stadt weder Bischofssitz noch Reichsstadt geworden sei. Die 1664 erfolgte Einverleibung in den kurmainzischen Staat hätte ihr nur die bescheidene Funktion einer Statthalterresidenz eingebracht. Immer habe Erfurt mit Weimar konkurrieren müssen, das 1920 Hauptstadt des Landes Thüringen geworden sei. Erst nach Errichtung des neuen Bundeslandes Thüringen sei man der geschichtlichen Rolle Erfurts gerecht geworden.

Karl Heinemeyer zeichnet die Geschichte Erfurts im frühen Mittelalter nach. Ausgehend von der von Bonifatius veranlaßten Gründung der drei Missionsbistümer Würzburg, Büraburg (bei Fritzlar) und Erfurt um 742 diskutiert er die Bedeutung der von Bonifatius für die drei Bischofssitze verwendeten Begriffe *castellum*, *oppidum*, *urbs* und *locus*. Anders als die auf -burg endenden Namen Würzburg und Büraburg ist der Ortsname Erfurt mit dem Grundwort -furt gebildet, bezeichnet also einen Flußübergang. Der erste Bestandteil des Namens Erfurt gilt heute eher als alter Gewässername für diesen Abschnitt der Erfurt durchfließenden Gera. Nach dem heutigen, allein der Archäologie zu verdankenden Forschungsstand handelte es sich bei dem *locus* Erfurt um eine alte und recht große Siedlung, die früh Bedeutung im überregionalen Fernhandel besaß. Die baldige Aufhebung des Bistums Erfurt und dessen Eingliederung in die Erzdiözese Mainz änderten nichts an der Mittelpunktfunktion dieses *locus* für den ganzen thüringischen Raum, was auch die 802 erstmals bezeugte Königspfalz belegt.

Eindrucksvolle Details aus frühmittelalterlicher Zeit vermitteln Wolfgang Timpel und Roland Altwein in ihrem Beitrag „Das alte Erfurt aus archäologischer Sicht“. Michael Gockel beleuchtet „Erfurts zentralörtliche Funktionen im frühen und hohen Mittelalter“, die im Zusammenhang gesehen werden müssen mit der günstigen geographischen Lage des Erfurter Beckens und seiner äußerst vorteilhaften Verkehrslage. Aufgrund der lückenhaften Quellenüberlieferung kann der Übergang des dortigen Königsgutes an das Erzbistum Mainz nur sehr vage auf den Ausgang des 10. Jahrhunderts datiert werden. Aber auch noch in staufischer Zeit sind enge Bindungen Erfurts an die Reichsgewalt zu erkennen, wofür die glanzvollen Hoftage Friedrich Barbarossas und seines Sohnes Heinrich VI. Zeugnisse sind.

Eberhard Holtz vergleicht die politische und rechtliche Situation Erfurts im 15. Jahrhundert mit der anderer mitteldeutscher Städte. Hier ergeben sich infolge der konsequent betriebenen Territorialpolitik der Wettiner viele Gemeinsamkeiten, die in dem weitgehenden Verlust städtischer Rechte zugunsten der expandierenden wettinischen Macht bestanden. Für Erfurt erwies sich indes das Spannungsverhältnis zwischen den Wettinern und Kurmainz insofern als vorteilhaft, als diese Stadt dadurch die völlige Unterwerfung unter den Erzbischof bis ins 17. Jahrhundert verzögern konnte. In diesem Zeitraum ist daher die Verwendung des Begriffs „Freie Landstadt“ für Erfurt angebracht.

An diese Ausführungen knüpft thematisch der Beitrag von Dagmar Blaha „Die Haltung der Ernestiner zur mainzischen Reduktion von 1664“ an. Dem geschickt taktierenden Erzbischof Johann Philipp von Schönborn gelang es, mit Unterstützung des Kaisers und unter Ausnutzung der Differenzen zwischen den Ernestinern und den in Kursachsen regierenden Albertinern, Erfurt in seinen Herrschaftsbereich einzugliedern, wobei er allerdings der Stadt Religionsfreiheit zusichern mußte.

Walter Schmidt führt uns in seinem Aufsatz über „Erfurt in der deutschen Hauptstadt-Diskussion“ in das Umfeld der Revolution von 1848. Engagiertester Befürworter Erfurts als künftiger Reichshauptstadt war der Heidelberger Staatsrechtler Leopold Friedrich Ilse. Er war ein Anhänger des sogen. „Dritten Deutschland“, das sich als eigenständige Kraft gegenüber Preußen und Österreich verstand. Ilse konnte sich mit seinen Ideen zwar nicht durchsetzen, dennoch dürften sie eine gewisse Auswirkung auf die Wahl Erfurts zum Tagungsort des Unionsparlaments gespielt haben, das 1850 über den Zusammenschluß Norddeutschlands unter preußischer Hegemonie beriet.

Der folgende, der Stadt und Universität Erfurt gewidmete Teil wird von den Beiträgen Jürgen Miethkes über „die mittelalterliche Universität in der Gesellschaft“ und Peter Moraws über „die ältere Universität Erfurt im Rahmen der deutschen und europäischen Hochschulgeschichte“ eröffnet. Die 1392 gegründete Erfurter Alma Mater war eine verhältnismäßig teure und elitäre Hochschule. Seit

dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts geriet sie gegenüber den rheinischen Universitäten zunehmend ins Hintertreffen, wofür das Fehlen eines stabilen überregionalen Einzugsgebietes und die stärkere Orientierung Deutschlands nach Westen und Süden verantwortlich gewesen sein dürften.

Weitere interessante Betrachtungen gelten der Frequenz und räumlichen Herkunft der Erfurter Studenten im 15. Jahrhundert (Rainer Christoph Schwinges) – an der Spitze standen die Bistümer Mainz und Würzburg, während der Norden und Osten des Reiches weitgehend ausgespart blieb –, der Geschichte der medizinischen Fakultät (Horst Rudolf Abe) und den auf Anregung Johann Wilhelm Baumers (1719–1788) erfolgten Akademiegründungen in Erfurt und Gießen (Volker Press).

Im Abschnitt „Humanismus und Reformation“ seien die Beiträge von Peter Blickle „Die Reformation in Stadt und Landschaft Erfurt“ – wie kein zweiter Stadtstaat im Reich entwickelte Erfurt die theologischen Angebote der Reformation verfassungstheoretisch kreativ weiter –, von Bernd Moeller über die „Bedeutung Erfurts als Kommunikationszentrum der frühen Reformation“ dank des dort blühenden Druck- und Verlagswesens und von Stefan Rhein über „Philipp Melanchthon und Eobanus Hessus“, deren Lebenswege sich wiederholt kreuzten, genannt.

Die abschließenden Teile des Sammelbandes behandeln das Erfurter Buchwesen im 15. und 16. Jahrhundert, die Kunst und Denkmalpflege und Erfurts Gewerbe und Handel im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Von besonderem kunstgeschichtlichen Interesse ist der Beitrag von Franz Jäger über „die Gutachten und Entwürfe Karl Friedrich Schinkels zur Restaurierung des Erfurter Doms“.

Mit Recht läßt sich sagen, daß die vorliegende Publikation unsere Kenntnisse in wichtigen Bereichen der Erfurter Stadtgeschichte beträchtlich erweitert. Ein großer Nutzen für die Forschung ist auch in den vielfältigen Bezügen Erfurts und des thüringischen Raumes zu den Verhältnissen in Deutschland und Europa zu erkennen, die bisher nicht gebührend gewürdigt worden sind.

Stefan Hartmann

Riedmayer, Susanne: Quellen zur Geschichte des Schaumburger Bergbaus im Staatsarchiv Bückeberg (ca. 1500–1970). Ein sachsystematisches Verzeichnis. Veröffentlichung der Niedersächsischen Archivverwaltung: Inventare und kleine Schriften des StA Bückeberg Heft 2. Bückeberg: Verlag Createam 1995. 349 S.

Die Archivbestände des Staatsarchivs und des Fürstlichen Hausarchivs im Schloß Bückeberg wurden im Rahmen eines Forschungsprojektes „Schaumburg im Industriezeitalter“ durch die Historische Arbeitsgemeinschaft für Schaumburg im Rahmen dieses Sonderfindbuches systematisch erforscht. Da der dortige Bergbau seit 1498 (!) zunehmend bedeutender wurde, ist der Inventarband für hessische Forschungen in der ehemaligen Exklave Grafschaft Schaumburg wichtig. Hessen beutete die z. T. tausend Jahre alten Obernkirchner Sandsteinbrüche zumeist allein aus, während die Steinkohlenbergwerke im lippischen und hessischen Bereich bis 1866 einem Gesamtbergamt Obernkirchen unterstellt waren. Die raren Steinkohlen vertrieb Hessen als Schmiedekohlen über den hierzu gegründeten Ort Kohlenstädt (bei Rinteln) und weiter über die Kohlenmagazine in Karlshafen, Veckerhagen und Rinteln in der gesamten Landgrafschaft. Der karbonat- und sulfatarme Bückeberger Sandstein wurde hingegen international – auch als „Bremer Stein“ – gehandelt. Die Siegestsäule („Gold-Else“) in Berlin, das Bremer Rathaus und die Villa Hügel in Essen, kurzum Bauten von Skandinavien bis Antwerpen zeigen, wie bedeutend der Handel mit diesem Werkstein seit 1400 gewesen sein muß. In Kassel zeugen zum Beispiel die überkommenen Portalsäulen am Verwaltungs-Gerichtsgebäude und vom Roten Palais von der Beständigkeit des roten und raren weißen Wesersandsteins. Während uns in Aktenbeständen, erschlossen über Konkordanzlisten und ausführliche Stichwortverzeichnisse, bekannte Bergbeamtennamen wie Fulda, Frölich, Henschel, Nickel, Pfort oder Wittich, Schiffersippen (Albrecht, Dreyer), Glasmeister Storm usw. begegnen, finden sich sogar die Steinkohle nutzenden Institutionen aufgelistet! Ein Werk, das die Quellen zur hessischen Industrie- und Technikgeschichte regional vorbildlich erschließt. Beispielhaft wird auch schon im Vorwort eine kurze, mit der wichtigsten Literatur versehene, prägnante Einführung in die Ausbeutungsgeschichte dieser hessischen Bodenschätze durch die kompetente Autorin (sie arbeitet im Bergbaumuseum Kleinenbremen) gegeben. Die kleinen Übertragungsfehler (alter Aktenbezeichnungen) wie „Pfannkuchenfabrik Helmershausen“, statt „Pfannen-Fabrik“ sind im Findbuch des Archivs Bückeberg mittlerweile behoben und schmälern nicht den Wert und die Zuverlässigkeit bei der Benutzung. Viele im Oberbergamt Clausthal ausgesonderte Akten der alten kurhessischen Montanwerke lassen sich im gut geführten Archiv übrigens ergänzen, da hier offenbar gerade vom 19. Jahrhundert noch reiche Schätze zum Bergbau überlebt haben, wie auch schöne Kartenwerke hessischer Markscheider oder Wassersäulenmaschinen-Pläne des C. A. Henschel.

Siegfried Lotze

700 Jahre Wittenberg. Stadt-Universität-Reformation. Im Auftrag der Lutherstadt Wittenberg hrsg. von Stefan Oehmig. Weimar: Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger 1995, 604 S. (ISBN 3-7400-0957-8).

Der vorliegende Band enthält den größten Teil der wissenschaftlichen Referate, die auf der Konferenz „700 Jahre Wittenberg. Lokale Entwicklungen – nationale und internationale Wirkungen“ im Juni 1993 in Wittenberg gehalten worden sind. Die Anordnung der Beiträge entspricht der thematischen Gliederung der Konferenz, die im Plenum und in sechs Arbeitskreisen getagt hat. Die ersten Beiträge vermitteln einen Überblick über die Stadtgeschichte, wobei, ausgehend von der Verleihung des Stadtrechts im Juni 1293 durch den askanischen Herzog Albrecht II. von Sachsen, zunächst die Geschichte der späteren Lutherstadt vor 1547 behandelt wird. Keimzelle der Stadtentwicklung war eine Kaufmannssiedlung um die Nikolaikirche, die in enger Verbindung mit der bäuerlichen Kolonisation des Umlandes stand. Große Bedeutung für Wittenberg hatte 1423 seine Eingliederung in das Territorium des wettinischen Markgrafen Friedrich IV. von Meißen, das den Raum zwischen Erzgebirge, Thüringer Wald, Harz und Fläming umfaßte. Die Gründung der Wittenberger Universität im Jahre 1502 ist im Zusammenhang mit der Teilung der wettinischen Länder zu sehen, die der kurfürstlichen Hauptlinie die Universität Leipzig entzogen hatte. Seine eigentliche Blüte erlebte Wittenberg in der Zeit der Reformation, die von dort aus in große Teile Europas ausstrahlte. Danach werden das Verhältnis von Kirche und Theologie und die Entwicklung Wittenbergs zur Lutherstadt im preußischen Jahrhundert (1817–1917) beschrieben. Nach der Aufhebung der Wittenberger Alma Mater im Jahre 1816 und ihrer Vereinigung mit der Universität Halle erhielt die Lutherstadt in dem neu errichteten evangelischen Predigerseminar einen bescheidenen Ersatz für den erlittenen herben Verlust und wurde von den preußischen Königen zu einer Stätte der „Erweckung und Vertiefung evangelischer Frömmigkeit“ ausgebaut. Das besondere Interesse der Hohenzollern galt der baulichen Ausgestaltung der Schloßkirche im Sinne einer grandiosen Selbstdarstellung des preußischen Königs und deutschen Kaisers als Oberhaupt aller evangelischen Kirchen des Reiches.

Der folgende Teil behandelt verschiedene Aspekte der Reformation in Wittenberg, u. a. die mit dem Ursprung des Bauernkrieges in Verbindung stehende „Wittenberger Bewegung“ von 1521/22, die zu einem ersten Bildersturm führte und viele Veränderungen zugunsten der sozialen Unterschichten forderte, den Umgang der Wittenberger Drucker mit der deutschen Sprache – von Bedeutung ist die Gleichsetzung „Luthersprache = Lutherbibelsprache“ – und die Frage der Kirchenreform durch Konfessionalisierung – der protestantischen *Confessio Augustana* stand auf katholischer Seite die *Confessio fidei Tridentina* gegenüber.

Im Themenkomplex „Humanismus-Universität-Bildung“ wird zunächst die Tätigkeit des um 1465 geborenen Johann von Staupitz als Gründungsmitglied der Wittenberger Universität skizziert. Obwohl er zeit seines Lebens katholisch blieb, wirkte er in gewisser Weise auf Martin Luther, seinen Nachfolger auf dem theologischen Lehrstuhl, ein. Weitere Beiträge betreffen die Bücherzensur an der Wittenberger Hochschule in Theorie und Praxis, die überregionale Bedeutung der dortigen medizinischen Fakultät, die sich in bekannten Namen wie Daniel Sennert (1572–1637) und Johann Daniel Major (1634–1693) widerspiegelt, und Wittenberg als Zentrum kursächsischer Rechtspflege; Beispiele dafür sind das Hofgericht, die Juristenfakultät, der Schöffenstuhl und das Konsistorium.

Erwähnenswert ist die Diskussion der Wittenberger Professoren aus dem Jahre 1813 über den künftigen Standort der Universität. Viele hielten den Festungscharakter Wittenbergs für unvereinbar mit dem freien Geist einer Universitätsstadt und empfahlen, diese in eine offene Stadt wie Leipzig nach dem Hubertusburger Frieden (1763) zu verwandeln. Preußen wollte indes nach dem Wiener Kongreß Wittenberg als starke Elbfestung erhalten und entschied sich für die Zusammenlegung der traditionsreichen *Fridericiana* mit der jüngeren Alma Mater in Halle.

Den Bereich „lutherische Orthodoxie, radikale Reformation, Pietismus, Aufklärung“ ist der folgende Abschnitt des Bandes gewidmet. Der Leser gewinnt hier ein plastisches Bild von der Vielschichtigkeit der in Wittenberg verkündeten Theologie, die einerseits vom starren Beharren auf konservativen Lehrmeinungen und zum anderen von der Öffnung gegenüber fortschrittlichen Ideen bestimmt war. Letztere befruchteten die Bildungsgeschichte der Lutherstadt, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer mehr unter den Einfluß aufklärerischer Erziehungsformen geriet. Festzuhalten bleibt, daß die Wittenberger Reformation samt ihrem Humanismus an der Entwicklung des lutherischen Mitteldeutschland zur Hauptregion der deutschen Aufklärung maßgebend beteiligt gewesen ist.

Auch in der Kunst und Denkmalpflege ist immer wieder der Name Wittenberg zu nennen. So verbrachte der Maler Lukas Cranach der Ältere den größten Teil seines Lebens in dieser Stadt, von Wittenberg gingen für die Einbandkunst in Deutschland wichtige Impulse aus – ein wichtiges Kennzeichen war die Benutzung von doppelseitig gestochenen Platten –, und das von dem Bildhauer Johann Gottfried Schadow (1764–1850) geschaffene Lutherdenkmal zeigt in einmaliger Weise, wie man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den großen Reformator sah und verstand. In der Restaurierung der Wittenberger Schloßkirche kann man einen Schlüssel zur wilhelminischen Kirchenbaupolitik erkennen.

In den Bereich der Wirtschaftsgeschichte führt der Teil über „Handwerk, Handel und Gewerbe, Verkehr, Sozialstruktur“. Wittenberg verdankt seinen wirtschaftlichen Aufschwung der Kreuzung zweier bedeutender Handelsstraßen, deren Rang bisher völlig unterschätzt worden ist. Die Rechen- und Steuerbücher erhellen, daß die Entwicklung der Wittenberger Universität zu internationalem Rang in der Lutherzeit und unmittelbar danach zu erheblichen Wohnraumproblemen führte, die auch mit intensiver Bautätigkeit nicht zu bewältigen waren. Sie vermitteln auch eine Übersicht über die Vermögensverhältnisse und geben damit Aufschluß über die soziale Differenzierung der Stadtbevölkerung. Das Erbbuch des Amtes Wittenberg von 1513 läßt die Lage der dort ansässigen Bauern erkennen, die trotz der erkennbaren Zunahme der Frondienste noch relativ günstig gewesen ist. Von besonderem Interesse ist die Betrachtung des Wandels der lokalen Wirtschaft der Lutherstadt von der Industrialisierung bis zur Gegenwart, der sich auch in der Veränderung der Sozialstruktur widerspiegelt. Dabei wird auch auf die Situation der Stadt in der ehemaligen DDR eingegangen.

Bemerkungen über „Kultur, Bildung, Medizinalwesen, Familie und Alltag“ – dabei sei auf den Beitrag über die nationalsozialistische Judenverfolgung in Wittenberg verwiesen – beschließen den inhaltsreichen Sammelband, der dem Leser in objektiver Weise die Bedeutung Wittenbergs nicht nur als Zentrum der Reformation, sondern auch im geistigen, kulturellen und politischen Leben Deutschlands näherbringt.

Stefan Hartmann

Weber, Hartwig: „Von der verführten Kinder Zauberei“. Hexenprozesse gegen Kinder im alten Württemberg. Sigmaringen: Thorbecke, 1996.

Wenngleich das Faktum der Kinderhexenprozesse in sich schon erschütternd genug ist (und bisher weitgehend aus dem historischen Bewußtsein verdrängt und daher unerforscht), so erscheinen die Ergebnisse, zu denen Weber gelangt, auf dem aktuellen Hintergrund von täglichen Meldungen über Kindsmißbrauch geradezu bestürzend: Bei einem Viertel der untersuchten Fälle vermutet der Autor sexuellen Mißbrauch, bei weiteren 50% liegt sexuelle Verführung der Kinder nahe. Die Täter kommen hier wie da, damals wie heute, aus der engen Verwandtschaft oder näheren Bekanntschaft.

Grundlage für Webers Untersuchung sind ca. 40 Kinderhexenprozesse im protestantischen Württemberg des 17. Jahrhunderts. Aus seiner 1991 erschienenen Arbeit über Kinderhexenprozesse (Schwerpunkt Reutlingen) leitete Weber seine Ausgangsfragen ab: Wie kommt es, daß diese Kinder zu ihren Aussagen nicht genötigt werden mußten, sondern meist „freiwillig und freudig“ vor Gericht erschienen, um sich selbst und andere, oft Familienangehörige, der Hexerei zu bezichtigen?

Da die Gerichtsakten ausführliche Darlegungen zu den Lebensumständen und Äußerungen über den Hexenglauben enthalten, liegt auswertbares Material in bezug auf Anlässe und Motive der Selbst- und Fremddenunziationen vor. Als Religionspädagoge untersucht Weber die „hexenmythologischen Glaubensphantasien“ der Kinder und kommt zu der Überzeugung, daß die halluzinatorischen Vorstellungen hervorgerufen wurden durch extreme psychische Belastung, Not und lebensgeschichtliche Brüche. Ein achtjähriges Mädchen etwa bekommt seltsame Ohnmachtsanfälle – „Anfechtung des Teufels“ –, nachdem die Halbwaise der Verbrennung der eigenen Großmutter zusehen mußte. Offenbar bot sich als Ausweg aus der inneren Not die Flucht in die „Hexenmythologie“: Erstaunlicherweise übernahmen die Kinder nicht nur die damals gängigen Hexenglaubensklischees, sondern entwickelten ganz individuelle Phantasien. Durch ihre Aussagen erregten sie Aufmerksamkeit, durch die Beschuldigungen anderer als Hexen gewannen sie Macht. Die Folgen waren für die Kinder nicht immer so verhängnisvoll wie für Erwachsene: Man versuchte es öfters mit strengerer Erziehung und Glaubensunterweisung; „nur“ zwei Jungen wurden hingerichtet. Dabei ist zu bedenken, daß das jüngste Kind, das sich selbst nebst Eltern der Hexerei beschuldigte, vier Jahre alt war!

Zu Webers Vorgehen: Im Klappentext heißt es zutreffend, „der Band basiert auf der Auswertung der Gerichtsverfahren ...“. Im Mittelpunkt stehen also nicht die direkte Analyse und Auswertung der

einzelnen Fälle. Vielmehr sind nach Präsentation eines Exempels (Kapitel „Dramaturgie eines Kinderhexenprozesses“) zwei Fünftel des Textes der Einführung in Hexenglauben und -forschung gewidmet, wobei die Information auf das Kapitel „Das Kind in der Magie und im Hexenglauben“ hinzielt.

Der zentrale Überblick über die Kinderprozesse umfaßt nur 37 Seiten, auf denen die folgenden Punkte zusammengedrängt werden: Aktenlage, Häufigkeit und zeitliche Verteilung, Persönlichkeitsmerkmale der Kinder, Selbstbesagung, Eltern- und Geschwisterkonflikte, Hexenglaube der Kinderhexen, Verfahrensverläufe, Urteile und Strafen. Hier wie in den folgenden Kapiteln über „Sexualität und Hexenglauben“ und „Kindersexualität“ sind die veranschaulichenden Details nur allzu oft in die Anmerkungen verbannt bzw. den im Anhang folgenden „Geschichten von Kinderhexen“ zu entnehmen, was beides lästiges Hin- und Herblättern bedeutet. Fehler fallen nur punktuell auf: So wird der hingerichtete 17jährige im Verzeichnis der Prozesse (S. 187) zu einem 7jährigen; der Waisenknabe Marcel taucht im Text durchgängig mit -1 (S. 169), in Anmerkungen (S. 256) und Anhang (S. 187) mit -11 auf; ein Höhepunkt der Prozeßstätigkeit war zwischen 1660 (nicht 1600) und 1679 (S. 104); und das berühmte Kloster schreibt sich Neresheim (nicht Nehresheim, S. 190/91).

Fazit: Ein Buch zu einem hochinteressanten und -brisanten Thema; ein Buch, das unzählige Fragen für Forschungsgebiete zwischen Geschichtswissenschaft und Kinderpsychiatrie aufwirft; von einem Autor, der klug genug ist, sich bei den Antworten darauf zu beschränken, daß etwas „stattgefunden haben könnte“ oder „möglich gewesen zu sein scheint“ und damit für weitere Forschungen und Deutungen Platz läßt.

Veronika Gerhard

Ich danke Christine Swoboda-Körner und Winfried Mätzke für häufige Korrekturhilfe. – Bu.